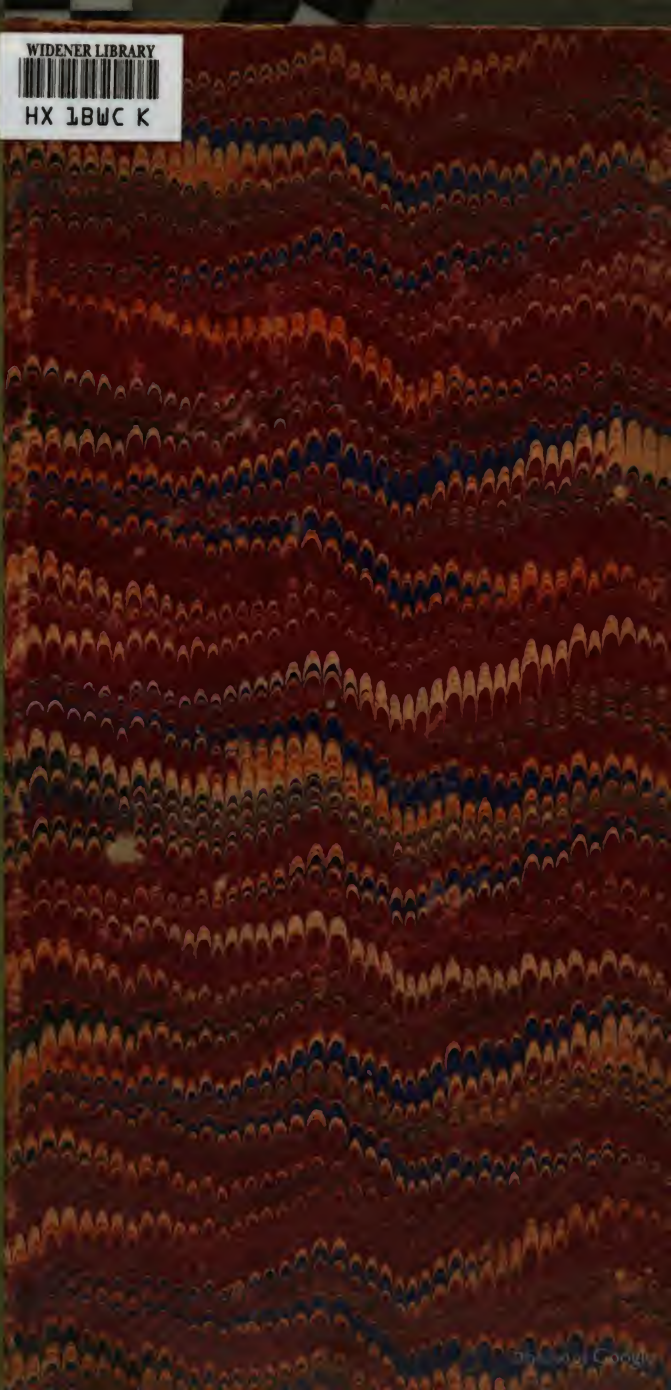
WIDENER LIBRARY
HX 1BWC K



Gen 4275.93

Harvard College Library

FROM

Prof. Torrey
of Cambridge.

13 Feb. 1886.

Digitized by Google

14575.11

Zur

Beurtheilung

Friedrichs des Großen.

Sendschreiben an Dr. Onno Klopp

von

Ludwig Häusser.

Heidelberg.
Academische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1862.

Zur

Beurtheilung

Friedrichs des Großen.

Sendschreiben an Dr. Onno Klopp

von

Ludwig Häusser.

Heidelberg.
Academische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1862.

Digitized by Google

14575.11
Ger 4275.93
1886, Feb. 13
Gift of
Prof. Torrey,
of Cambridge.

Digitized by Google

Heidelberg, den 12. Januar 1862.

Mein Herr!

Landständische Pflichten hatten mich nach Carlsruhe geführt, als Ihr „offener Brief" in Heidelberg eintraf. Durch diese Abwesenheit hat es sich gefügt, daß ich die erste Kenntniß desselben nicht Ihrer gefälligen Mittheilung, sondern der Presse verdanke. Denn etwa gleichzeitig mit der Versendung, unterm 7. Dezember, brachte ein bekanntes ultramontanes Blatt, das „Mainzer Journal", folgende Neuigkeit:

„So eben ist bei Klindworth in Hannover erschienen ein „Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg, betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen von Onno Klopp", den wir als Muster einer polemischen Abhandlung dringend empfehlen. Häusser hatte Klopp's bekanntes Werk über Friedrich II. von Preußen in den preußischen Jahrbüchern angegriffen und erfährt hier nun eine Zurechtweisung so vernichtender Art, daß der erkünstelte Ruf des Heidelberger Geschichtsmachers auch bei denjenigen seiner Gesinnungsgenossen, die sich noch irgendwie ein unabhängiges Urtheil gewahrt haben, stark in Abnahme kommen muß. Klopp's scharfe Dialektik und lichtvolle Darstellung zeigt die bemitleidenswerthen Verzerrungen der historischen Wahrheit, die sich Häusser zu Schulden kommen ließ, in einer so frappanten Nacktheit, daß man die Jugend beklagen muß, die in Heidelberg von solch einem Manne Geschichtsunterricht empfängt. In München insbe-

Digitized by Google

sondere wird der „Offene Brief“ nicht ohne Commentar bleiben bei allen denen, die neulich vor Verwunderung nicht zu sich kamen bei der Nachricht, daß Herr Häusser, nächst Droysen der unbedeutendste unter den Geschichtsmachern des Nationalvereins, den Maximiliansorden erhalten.“

Sie werden mir gewiß einräumen, daß Ihr offener Brief bei mir nicht pikanter hätte eingeführt werden können, als durch diesen Posaunenstoß eines Ihrer Freunde, der den Regierungen, der akademischen Jugend und selbst den „Gesinnungsgenossen“ mein Todesurtheil und meine Execution feierlich verkündigt.

Vielleicht war der Eindruck des Verfahrens auf mich minder stark, als er unter andern Umständen gewesen wäre, weil ich schon durch Anderes einigermaßen darauf vorbereitet war. Bereits im August v. J. war in den „Historisch-Politischen Blättern“, die sich so viel ich weiß Ihrer Mitarbeiterschaft erfreuen, ein erster Act der Vernichtung an mir vollzogen worden. Aus den vier Bänden meiner „deutschen Geschichte“ war dort ein Stück der Einleitung herausgenommen und daran eine Ergießung geknüpft, die sich zu dem angeführten Artikel des Mainzer Blattes etwa verhalten mag, wie die Variation zum Thema. Höchstens hatte sich die Redaction der Münchener Zeitschrift dadurch noch ein selbständiges Verdienst erworben, daß sie mich bei diesem Anlaß ausdrücklich mit dem Prädicat der „Frechheit“ glaubte auszeichnen zu müssen.

Nach diesen Proben heftiger Erregung, wie sie Ihre Freunde kundgaben, konnte ich nicht im Zweifel darüber sein, daß ich durch irgend eine ganz besondere Missethat solchen Zorn auf mich herabbeschworen. Es kann diese Missethat aber kaum eine andere sein, als die Kritik, die ich von Ihrem Buche über Friedrich II. in den „Preußischen Jahrbüchern“ erscheinen ließ; es ist dies überhaupt der einzige größere literarische Aufsatz, der im Jahr 1861 von mir zum Drucke gelangt ist.

Digitized by Google

Was darin vorzugsweise die Entrüstung Ihrer Gesinnungsgenossen erregt hat, wüßte ich kaum zu sagen; gewiß ist nur, daß diese Entrüstung ungewöhnlich leidenschaftliche Formen angenommen und von einer Aufregung Zeugniß abgelegt hat, die sich mit der wiederholt betheuerten Unbedeutsamkeit meiner Leistungen nicht ganz verträgt.

Sie selbst, mein Herr, versichern freilich: „ich wußte nicht, von wem die Besprechung meines Buches sei, bis ich neulich aus einem späteren Inhaltsverzeichnisse ersah, daß Sie der Verfasser sind.“ Ich gestehe, daß mich diese Versicherung überrascht hat. Es konnte Ihnen zwar nicht bekannt sein, daß ich, getreu meinem Grundsatz, literarische Polemik nicht mit geschlossenem Visir zu führen, jenen Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ nur mit meinem Namen abgedruckt wissen wollte und daß dies durch ein Versehen unterblieben ist, worüber sich der Redacteur brieflich bei mir entschuldigt hat. Aber das hätte einem Manne von Ihrer scharfen Dialektik doch nicht entgehen sollen, daß der Verfasser jener Besprechung (S. 338) auf eine Ansicht verweist, die er in — seiner „deutschen Geschichte“ Band I. S. 155 über Friedrich II. ausgesprochen hatte! Selbst eine ungleich mäßigere Combinationsgabe, als die Ihrige ist, hätte doch daraus den Autor schon damals errathen sollen; ja ich zweifle nicht, daß Sie ihn errathen haben. Drum hat mich Ihre Versicherung frappirt, daß Sie erst jüngst diese Entdeckung gemacht haben wollen.

Wozu diese Fiction, da doch Ihre Freunde, um jener Kritik willen, seit Monaten meinen Namen an den Pranger hängen?

Bevor ich nun die Einwände im Einzelnen prüfe, welche Ihr „offener Brief“ mir entgegenhält, muß ich mir Gehör erbitten für einige Bemerkungen allgemeinen Inhalts, welche wie ich glaube zur Aufklärung unserer Differenz wesentlich beitragen werden. Ich kann dabei die Tagespolitik nicht ganz

Digitized by Google

unberührt lassen, da Sie selbst am Anfang und am Schlusse Ihres Sendschreibens sich damit beschäftigt haben.

Zunächst ein Wort über die Motive sowol meiner Beurtheilung als dieser Replik. Sie haben sich über die aufregende Wirkung Ihres Buches und über den Schmerz, den es mir und Andern bereitet haben soll, so übertriebene Voraussetzungen gebildet, daß es mich nicht wundern würde, wenn Sie auch in dieser Entgegnung auf Ihren „offenen Brief" einen neuen Beweis von der erschütternden Bedeutung erblickten, die Ihre Schrift über Friedrich II. gehabt hat. Ja wenn vielleicht wieder wohlwollende Stimmen diesen Blättern ein ähnlich nachsichtiges Lob schenken sollten, wie nach Ihrem Zeugniß (S. 45) es meiner Kritik zu Theil geworden ist, so haben Sie glücklicher Mann vielleicht abermals die Genugthuung für sich auszurufen: wie sehr muß ich Recht haben, „wenn dies Nachdrücklichste bei näherer Besichtigung so sehr zerrinnt und schwindet."

Diese Illusionen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, muß ich Sie vor Allem versichern, daß weder die Furcht vor der Gemeinschädlichkeit Ihrer Ansichten und deren epidemisch ansteckender Macht, noch die geschäftige Reclame Ihrer Freunde in der Presse es war, was mich jetzt und früher bestimmt hat, die Feder zu ergreifen.

Es war lediglich die Art und Weise, wie Sie mit dem historischen Stoffe umgehen, was meine Kritik hervorgerufen hat. Die Willkür, womit Sie aus einem großen Gebiet nach Belieben das herausgreifen, was Ihnen zur polemischen Bemängelung geeignet scheint, und den historischen Zusammenhang der Dinge mit subjectiven Herzensergießungen verwirren, schien mir dem Zweck und der Würde der geschichtlichen Darstellung gleichmäßig zu widersprechen. Den meistens blinden Eifer, womit Sie die eine Seite anklägerisch behandeln, um die andere wie ein bestellter Vertheidiger zu rechtfertigen,

Digitized by Google

hielt ich für unvereinbar mit der allerersten Anforderung an den Historiker, die gleiches Maß für Alle verlangt. Der erbitterte und nicht selten hämische Ton, womit Sie Ihre Anklagen vorbringen, schien mir zu allem andern eher, als zum geschichtlichen Stil zu passen. Die Methode, nach der Sie die eigenen Worte Friedrichs II. zerhacken, um dazwischen Ihre Glossen und Einreden einzustreuen, dünkte mir ebenso geschmacklos wie unhistorisch und ich halte sie auch jetzt noch dafür, trotz dessen, was Sie darüber (S. 28) in Ihrem Briefe zur Rechtfertigung bemerkt haben. Denn wenn Sie an Seckendorf's Verfahren gegen Maimburg erinnern, so bemerke ich Ihnen, daß es am wenigsten diese Methode ist, die mir Seckendorf genießbar macht, sondern lediglich die Fülle zweckmäßigen Materials — und daß Sie in dieser letzten Richtung sich dem Geschichtschreiber der Reformation nicht an die Seite stellen dürfen, haben Sie selbst mit löblicher Selbsterkenntniß ausdrücklich zugestanden.

Ihr „offener Brief" stellt es übrigens selber nicht in Abrede (S. 7), daß die Anklagen gegen Friedrich II. breiter ausgesponnen sind als die Anerkennung. Ich adoptire dies Zugeständniß, aber den Gründen, womit Sie es rechtfertigen wollen, kann ich nicht beistimmen. Die Anerkennung und das Lob des Königs, sagen Sie, seien feste Positionen, die Niemand bestreite und die sich zudem nicht auf eine einzelne That, sondern auf eine lange Kette von Begebenheiten erstreckten. Die Anklagen dagegen seien „in dieser Art und solcher Zahl vom national deutschen Standpunkt" noch nicht erhoben worden; daher um des gründlichen Beweises willen die Nothwendigkeit, die Anklagen recht breit und ausführlich auszuarbeiten. Eben dadurch wird aber Ihr Buch nicht zu einer historischen, sondern zu einer polemischen Schrift; denn der Leser erhält neben einzelnen spärlichen Funken Licht lange dunkle Schatten, neben einer flüchtig hingeworfenen Anerkennung

Digitized by Google

seitenlange Anklagen. Dabei ist es unvermeidlich, daß vielleicht wider Ihren Willen Ihr Ton und Ihre Haltung dadurch bestimmt wird. Sie verlieren mit jedem Abschnitte mehr das partheilos abwägende Gleichgewicht der Stimmung, das zu einer objectiven historischen Darstellung erforderlich ist, und reden sich immer einseitiger in den feindseligen Ton des Gegners und Anklägers hinein. Das ist es, was Ihr Buch ermüdend und eintönig macht, und so sehr Sie die Offenheit, womit ich das sagte, verdrossen zu haben scheint, ich bin leider nicht in der Lage, davon ein Wort zurückzunehmen.

Das Verfahren, das Sie bei der Beurtheilung oder besser gesagt Verurtheilung Friedrichs II. im Einzelnen einhalten, widerspricht aber gleichfalls allen den Grundsätzen, die bei der historischen Behandlung als maßgebend geachtet werden. Sie legen den Maßstab Ihrer subjectiven Moral an und verurtheilen darnach den König sittlich. Sie stellen sich auf den Standpunkt, den die jetzige Generation als den nationalen und deutschen betrachtet, und verdammen von da aus den Staatsmann und König einer Zeit, die ein Jahrhundert hinter uns liegt. Sie nehmen als Richtschnur den heute geläufigen Begriff bürgerlicher und politischer Freiheit und gelangen damit zu dem Ergebniß, daß Friedrich nicht nur despotisch regiert, sondern eine unleidliche Tyrannei über sein Land verhängt hat.

Ein solches Verfahren schien mir den allerersten Regeln zu widersprechen, wornach eine jede Geschichte behandelt werden soll. Ich bin darum auch nicht im Mindesten verwundert gewesen, daß Sie auf diesem Wege dahin gelangen, aus Friedrich dem Großen eine Gestalt fertig zu bringen, die alles andere eher als den Anspruch auf Größe an sich trägt. Ihr offener Brief (S. 6) nennt im Gegensatz zu Friedrich II. Kaiser Karl „unbedenklich einen großen Mann", weil er für eine große Idee und zwar für eine große sittliche Idee gelebt habe. Ich meinerseits verhehle Ihnen beiläufig gesagt nicht, daß

Digitized by Google

nach meiner Ueberzeugung auch der König des achtzehnten Jahrhunderts einer „sittlichen Idee“ gelebt hat — der Erhebung seines Staates und Volkes — und daß er dafür ein nicht geringeres Maß von Thätigkeit, Pflichtgefühl und Selbstverleugnung bewährt hat, als der große Kaiser des achten Jahrhunderts. Aber ich behaupte, daß nach Ihrer Methode die Geschichte zu behandeln es keine allzu schwere Aufgabe sein dürfte, auch mit einer Größe wie Kaiser Karl fertig zu werden. Das achte Jahrhundert ist zwar quellenarm; es fehlt ihm ein Voltaire, es fehlen die Memoiren der Markgräfin von Baireuth und andere verwandte Erzeugnisse der Medisance; aber dennoch könnte man es mit Ihrem Verfahren dahin bringen, daß Karl der Große als ein Mann von höchstens mittlerer Größe erschiene. Stellen Sie seine unzweifelhaften Züge von Ehrgeiz und Herrschsucht in ein grelles Licht, verurtheilen Sie sein Verfahren gegen die Longobarden möglichst schonungslos, spinnen Sie das Verhältniß zu seinem Bruder Karlmann und dessen Hinterbliebenen recht behaglich aus, richten Sie sein blutiges Verfahren in den Sachsenkriegen nach dem Maßstabe moderner Humanität und würzen Sie ferner das gehörig mit den Aergernissen aus seinem Privatleben und den unerquicklichen Episoden aus seiner Haus- und Familiengeschichte, widmen Sie dem Allem die möglichst große Ausführlichkeit und seinem wirklichen Ruhme, weil das einmal „eine feste Position“ ist, den möglichst knappen Raum — so dürfte es Ihnen wohl gelingen, ein Bild Karls des Großen zusammenzubringen, das der herkömmlichen „Tradition“ ungefähr ebenso sehr gleichen wird, wie Ihr Friedrich II.

Diese Methode historischer Behandlung würde nach meiner Ansicht selbst dann nicht zu rechtfertigen sein, wenn die melancholische und menschenfeindliche Betrachtung der weltlichen Dinge so sehr den Grundzug Ihres Wesens bildete, daß Sie unbekümmert um die herkömmlichen Vorstellungen mit gleicher

Digitized by Google

Bitterkeit blindlings nach Rechts und Links Ihre Verdammungssprüche vertheilten. Aber nichts liegt Ihnen bekanntlich ferner; Sie sind von ebenso unzerstörbarer Geduld im Vertheidigen wie im Anklagen. Sie urtheilen mit schonungsloser Strenge über die preußische Staatsverwaltung, Sie äußern sich aber zu gleicher Zeit voll optimistischer Milde über das Chaos der deutschen Reichsverfassung; Sie haben für Friedrich nur den strengsten Maßstab der Moral, der Deutschheit und der Freiheit; für seine Gegner tragen Sie den Umständen und Verhältnissen in einer Weise Rechnung, die ich Beschönigung nenne. Ihre Art Geschichtsbehandlung übt alle denkbare Nachsicht für Tilly und Ferdinand II., sie wird aber zur Anklägerin von Gustav Adolf und Friedrich dem Großen.

Es scheint mir, daß durch dies letzte Moment die falsche Methode Ihrer historischen Behandlung ein noch ungleich ernsteres Ansehen erhält. Denn der Gedanke liegt nahe, daß es eine bestimmte Tendenz ist, der ein solches Verfahren dienen muß. Darauf habe ich bereits in meiner Kritik hingewiesen und bin durch Ihren „offenen Brief" nur darin bestärkt worden. Zwar versichern Sie wiederholt, Ihr Buch sei lediglich ein geschichtliches, allein nicht bloß die Thatsachen stehen Dem entgegen, sondern auch Ihre eignen Worte. Sie wiederholen ausdrücklich die Schlußstelle Ihres Buches, wonach „nur im engen, festen Bunde mit Oesterreich, in der bereitwilligen Mithülfe zum Schutz desselben gegen jeden Feind und jeden Angriff" — Preußen bestehen könne. „Zu der Tendenz dieser Worte, sagen Sie, bekenne ich mich allerdings ganz und voll aus — — und ich mache auch gar kein Hehl daraus, daß diese Worte eine ganz bestimmte Tendenz enthalten gegen Sie und Ihre ganze Partei — — Sie und Ihre Partei, die in ihren vielfachen Organen täglich die Kluft zwischen Oesterreich und Preußen weiterzureißen sucht, arbeiten nicht der Absicht, aber dem Erfolg nach für die Fremden." (S. 5.)

Digitized by Google

Also lautet Ihre Anklage gegen mich und „meine Partei."

Fürs Erste, mein Herr, scheinen Sie mangelhaft in den Parteiverhältnissen orientirt oder haben sich aus sehr trüber Quelle berichten lassen, denn ich muß die Insinuation entschieden zurückweisen, einer Partei anzugehören, „die täglich die Kluft zwischen Oesterreich und Preußen weiterzureißen sucht."

Die Partei, zu der ich mich selbst zähle, hat den Zusammenhang zwischen Oesterreich und Preußen nie verkannt, aber sie hat es zugleich nie für redlich und politisch erachtet, den in Wirklichkeit vorhandenen Gegensatz zu bemänteln. Es hilft in der Politik nichts, die Dinge so zu schildern, wie sie sein könnten und nach Vieler Wünschen sein sollten; man muß sich vor Allem klar machen und ohne Rückhalt eingestehen, wie die Dinge sind.

Von der Art Hingebung Preußens an Oesterreich, wie sie in der Zeit der Reaction von 1815 bestand, sehen wir nur Verderben — für Oesterreich, für Preußen und für das übrige Deutschland und ich glaube, die geschichtliche Erfahrung der letzten 45 Jahre legt dafür ein so sprechendes Zeugniß ab, daß ich mir jedes weitere Wort ersparen kann.

Von einer Hingebung Preußens an Oesterreich, wie sie seit dem Tag von Olmütz und der Execution in Kurhessen und Holstein bestand, sehen wir gleichfalls keinen Nutzen, weder für Oesterreich, noch für Preußen, noch für das gesammte Deutschland. Ich dächte, der kurzsichtige Uebermuth einer Politik, die damals auf das „avilir la Prusse" ihre Rechnung baute, die in Rußland ihren Alliirten suchte und in dem Manne des 2. Dezember eine conservative Stütze für die gesellschaftliche Ordnung fand, ich dächte, diese Politik hätte sich für uns an Allen bitter genug gestraft, am bittersten aber unstreitig an Oesterreich.

Gleichwohl, mein Herr, habe ich im Jahr 1859 zu Denen gehört, die laut und entschieden für die Unterstützung Oester-

Digitized by Google

reichs sprachen, und die da meinten, der gegenwärtigen Gefahr des Bonapartismus gegenüber dürfe man das Vergangene nicht allzusehr betonen. Ich war damals der Meinung, der ich immer sein werde, daß man in solcher Lage nicht so sehr nach den Antecedentien des Verbündeten, neben dem man ficht, fragen soll, als nach der Natur und Beschaffenheit des Gegners, gegen den man kämpfen will. Ich bin niemals der Meinung gewesen, die bekanntlich in Ihrer Nähe einen denkwürdigen Ausdruck gefunden hat, daß es Fälle geben könne, wo man lieber im Ausland seine Verbündeten suchen dürfe, um nur im Innern eine straffere Form der Föderation zu hindern.

Ueber das Zusammengehen mit Oesterreich sind aber damals Viele, auch von meinen Freunden, entgegengesetzter Ansicht gewesen. Ihnen erschien die Gefahr des Bonapartismus für Deutschland geringer, als die der Fortdauer des überlieferten Systems in Wien; sie sahen in dem Einen nur eine vorübergehende, gewissermaßen persönliche Bedrohung, in dem Andern ein tödtliches Uebel für die gesammte deutsche Entwicklung. Diese Ansicht hat in Norddeutschland überwogen, im Süden ihre eifrigen Anhänger gehabt und ist, was das Bemerkenswertheste war, in Oesterreich selbst ungescheuter zu Tage gekommen, als ich selber und Viele mit mir ahnen konnten.

Daß für die Meinung, die ich hegte, manche abkühlende Erfahrung gefolgt ist, leugne ich nicht; gleichwohl verhehle ich Ihnen ebensowenig, wie ich auch heute noch nicht davon überzeugt bin, daß der Erfolg und der Machtzuwachs, den das napoleonische Frankreich damals erlangte, nur ein vorübergehendes Uebel von geringem Gewichte war.

Daß Sie dem Allen gegenüber in Ihrer Unkenntniß des wirklichen Verhältnisses gegen mich und „meine Partei“ ein Paar der wohlfeilsten Stichworte ausspielen, hat mich nicht

Digitized by Google

überrascht; warum sollten Sie gegen die Gegenwart unbefangener und billiger sein, als gegen die Vergangenheit?

Eben jene jüngsten Erfahrungen haben aber auf's Neue erwiesen, wie nutzlos, ja wie bedenklich im Momente der Gefahr das gegenwärtige Verhältniß beider Großmächte sowohl, als die gesammte Organisation des Bundes ist. Unter dem Eindruck der Erlebnisse von 1859 ist darum Vielen die Reform dieser Zustände als unabweisbar, deren Verzögerung als eine Gefahr für Alle erschienen. Auch ich zähle mich zu diesen Vielen. Unsere Wünsche werden sich im Einzelnen mannigfach nuanciren, aber im Großen und Ganzen stimmen sie überein in der Forderung, einer festeren politischen Organisation nicht nur Oesterreichs, sondern auch der übrigen deutschen Bundesstaaten mit einheitlicher Executive und Nationalvertretung. Dieses Programm werden wir festhalten, bis man uns ein besseres vorschlägt; einstweilen ist überhaupt noch keines dagegen aufgestellt worden. Wir gehen dabei von der Ueberzeugung aus, daß Preußen am ersten dazu berufen ist, die Führung jenes engeren Bundes zu übernehmen; und wir haben die ehrliche Hoffnung, daß eine solche Organisation Preußen und die übrigen deutschen Staaten gleichmäßig stärken, Oesterreich aber eine bessere Gewähr stetiger und zuverlässiger Hülfe geben werden, als der bisherige unzulängliche Bund, der es 1849 auf die russische Hülfe anwies und es 1859 isolirt ließ.

Wenn gegen diese unsre Meinung Ihre Worte „eine ganz bestimmte Tendenz" und Ihr Buch über Friedrich II. eine practische Nutzanwendung haben soll, so erkläre ich Ihnen offen, daß mir Ihre Logik in mehr als einer Richtung unverständlich ist. Denn fürs Erste vermag ich nicht einzusehen, was die Herabwürdigung Friedrichs an unsern politischen Ansichten und Forderungen zu ändern vermöchte. Preußen, die Schöpfung des großen Königs, existirt und bildet den mäch-

Digitized by Google

tigsten Complex deutscher Länder; seine politische und seine militärische Stellung, der Stand seiner geistigen wie seiner sittlichen Entwicklung macht es zu dem Staate in Deutschland, ohne welchen unser öffentliches Leben im Innern so wenig auf die Dauer zu gedeihen vermag, als unsre politische Macht nach Außen. Dies Verhältniß ist einmal vorhanden, ganz abgesehen von allen Antecedentien dieses Staates. Wenn darum Friedrich in Wirklichkeit noch unwahrer, treuloser, unsittlicher und tyrannischer gewesen wäre, als Sie ihn zeichnen, an der Lage des gegenwärtigen preußischen Staates, seiner Stellung und seinem Berufe in Deutschland würde dadurch nicht das Mindeste geändert; vielmehr wird Preußen nach unsrer Ansicht bleiben, was es ist, auch wenn seine früheren Regenten in der That so verabscheuungswürdig wären, wie Sie den größten derselben schildern. Wir werden dann immer noch denken, wie Stein der Reichsfreiherr dachte, der eine Ehre und eine Pflicht darin fand, diesem Staate seine Kraft zu widmen, weil er der Ueberzeugung war, damit am besten Deutschland zu dienen.

Ich vermag aber ebensowenig zu fassen, was Ihre historische Tendenzschriftstellerei der Sache nützen soll, die Sie selber als die Ihrige bekennen.

Sie wollen, nach der Versicherung Ihres „offnen Briefes“ (S. 45) die „Einigkeit des Strebens der beiden Großmächte mit den kleineren Staaten.“ Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie weit die realen Verhältnisse die Erfüllung dieses frommen Wunsches zulassen; aber darüber kann ich meine Verwunderung nicht zurückhalten, daß Sie im Ernste glauben mögen, auf dem Wege, den Sie einschlagen, würde die Einigkeit der beiden Großmächte gefördert werden. Mir scheint es vielmehr, für solch' ein Programm könne es keine schlechtere Empfehlung geben, als die Behandlung Friedrich's und seiner Zeit, wie Sie sie treiben. An der Ueberlieferung

Digitized by Google

dieſer Größe iſt das volksthümliche Bewußtſein in Preußen ſeit einem Jahrhundert emporgewachſen und ſie erfüllt Alle, von der Dynaſtie bis zum letzten Manne im Volke. In jedem trüben Abſchnitt der inneren Geſchichte dieſes Landes regt ſich mit friſcher Macht die Erinnerung an Friedrich und mir ſcheint, Ihr Buch werde am wenigſten dazu beitragen, die Macht dieſer Reminiscenz zu erſchüttern. Eher wird man die Einigkeit mit der andern Großmacht weit wegwerfen, wenn ſie um dieſen Preis ſich bietet: um die Herabſetzung der eignen volksthümlichen Größe. Für uns Andere, als eine Partei, die von Ihnen fälſchlich beſchuldigt wird, die Zwietracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu nähren, könnte es kaum etwas Willkommeneres geben, als die Lehre von der Eintracht mit Oeſterreich, die durch eine Libell gegen Friedrich Propaganda machen möchte. Täuſchen Sie ſich darüber nicht, Sie werden damit nicht einen einzigen Preußen bekehren, höchſtens die Art von Eintracht verdächtig machen, die ſich auf dieſem Wege empfiehlt.

Wohl gibt es eine Anſicht, die Ihnen Beifall ſchenken mag, aber ich zweifle, ob gerade dieſer Applaus Ihrer Sache nützen wird. Die Meinung nämlich, welche im Mittelalter für die römiſche Hierarchie Partei nimmt gegen die Politik unſerer Kaiſer, welche die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts ſchmäht, welche für Preußen und ſeine großen Fürſten nur Haß und Feindſeligkeit empfindet, und die von der Wiedergeburt unſerer nationalen Cultur im achtzehnten Jahrhundert widerwillig und geringſchätzend urtheilt, die wird auch an Ihrem Friedrich II. Gefallen finden; allein mir ſcheint, die Sympathie dieſer Partei iſt wenig dazu angethan, gerade dort Propaganda zu machen, wo es vor Allem gälte, die herrſchende „Tradition“ zu erſchüttern.

Ihre unfreundliche Stimmung iſt aber keineswegs gegen Friedrich allein gerichtet, ſie wendet ſich auch gegen das Land,

Digitized by Google

dem der König die Aufgabe seines Lebens geweiht hat. Preußen ist Ihnen der Staat, dessen Geschichte auf „Heer und Accise" beruht, dessen Fürsten die Königswürde erstrebt haben, „weil es hart war, Andern nachstehen zu müssen", dessen Erhebung „ein schwerer politischer Fehler war". An dem Wirken der beiden ersten Könige heben Sie mit Wohlgefallen die Schattenseiten hervor, theilen mit Behagen ein verdrießliches Urtheil des Diplomaten Seckendorf über die Unzuverlässigkeit der preußischen Politik mit und fügen ausdrücklich hinzu: „man sollte glauben, hier sei von einer andern Zeit die Rede; es ist deshalb zu bemerken, daß Seckendorf also die Signatur der Berliner Politik im Jahre 1725 schildert." Wenn dagegen z. B. nach dem glorreichen Feldzug von Fehrbellin die kaiserliche Politik es nicht für gut findet, das gute Recht Brandenburgs an Pommern energisch zu unterstützen, weil man keinen neuen „König der Vandalen" an der Ostsee wollte, dann sagen Sie mit schonender Milde: „Der Kaiser will lieber das besondere, wenn auch noch so gerechtfertigte Interesse des einzelnen deutschen Reichsfürsten opfern, als dafür das Ganze einem längeren Kriege aussetzen." (S. 15.)

Mit Ihrer Ansicht über Preußen hat sich nun meine Kritik sehr eingehend beschäftigt. Ich habe an den Verfall der kaiserlichen Gewalt seit 1648, an das erstarrte Bild des permanenten Reichstags erinnert, an die trostlose Zerrüttung der Reichsjustiz, den Zustand der Wehrverfassung, und an die Schutzlosigkeit des Reichs im Ganzen, wie seiner Glieder im Einzelnen. Daß, wie Sie in Ihrem Buche (S. 9) von der alten Reichsverfassung rühmen, der Kaiser „noch die Quelle aller Gerichtsbarkeit war" und das Recht der Besitzer „auf diesem Eckstein ruhte," daß man in den Kirchen noch für ihn betete und derselbe „noch als die höchste Obrigkeit auf Erden galt" — diese ideellen Vorzüge schienen mir von sehr zweifelhaftem Werth, wenn man die reale Zerrüttung daneben hielt,

Digitized by Google

in welche alle Ordnungen des Reiches gerathen waren. Deshalb verwies ich Sie auf die Thatsache, daß alle namhaften Erfolge deutscher Waffen von Fehrbellin bis Malplaquet nicht durch Reichskriege und Reichsarmeen, sondern durch die Kraft der Einzelstaaten errungen worden sind. Was Deutsche aller Stämme, sagte ich, bei Wien und Ofen, bei Szalankemen und Zenta im gemeinsamen Kampfe errungen haben, verdanken wir nicht dem reichsverfassungsmäßigen Triplum, sondern lediglich besonderen Associationen, Verträgen und Bündnissen, welche der Vortheil oder die Furcht vor dem gemeinsamen Feind geschlossen hatte. Ich erinnerte dann weiter daran, daß der Einfluß der Fremden im Reich nicht allein im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert schon vorhanden, sondern zu einer Höhe ausgebildet war, die nur durch die Rheinbundsepoche überboten worden sei; die Beraubung Deutschlands durch die Fremden hat eben damals vor Friedrich, 1552, 1648, 1679, 1681 und 1735, in ihrer Blüthe gestanden. Ich sprach dann weiter von der habsburgischen Macht und Politik, und wie deren Schwerpunct nicht im Reiche lag, wie vielmehr die Vortheile der habsburgischen Hausmacht jederzeit den Vorrang behaupteten vor den nationalen Forderungen Deutschlands: schon zur Zeit als Kaiser Maximilian I. in seinem Hausinteresse den Ausbau der Reichsordnungen von 1495 hemmte, als Karl V. um seiner spanisch-italienischen Verbindungen willen die deutsche Kirchenreform an Rom verkaufte, als um Wien zu retten Strasburg preisgegeben ward, als Karl VI. das deutsche Reichsland Lothringen hingab, um die Dynastie mit Toskana zu entschädigen und als Maria Theresia, um Schlesien wieder zu gewinnen, Franzosen, Russen und Schweden in's Reich rief. Ich konnte bei diesem Anlaß auch nicht umhin, der Reformation und ihres Einflusses auf das deutsche Leben zu gedenken: wie nicht nur die eine Hälfte der Nation fortan unter dem Einflusse dieses Ereignisses lebte,

Digitized by Google

sondern sich eben in diese Hälfte auch die größere Elasticität geistigen Lebens, die rührigere Lust und Kraft zur Arbeit geflüchtet habe. Wer sich dazu — meinte ich — feindselig oder negirend verhielt, konnte nicht die Prätension erheben, diese Nation zu beherrschen. Drum konnte die Dynastie der Gegenreformation wohl in ihrem Kreise eine politische Bedeutung und Macht behaupten, aber die Herrschaft über Deutschland war verloren. Ja selbst auf das abgeschlossene habsburgische Reich wirkte nach meiner Ansicht dies Verhältniß zurück, weil die Spannkraft der eignen deutschen Bevölkerung gelähmt und der Zusammenhang mit dem übrigen deutschen Leben unterbrochen war. Durch die Absperrung gegen Deutschland, durch die jesuitische Dressur, durch die Lähmung alles geistigen Aufschwungs, durch die Erhaltung des Volkes in träumerischer Lethargie sei, meinte ich, auch der natürliche Beruf, deutsche Cultur nach Osten zu tragen, zurückgehalten worden. Denn so waren meine Worte, man kann keine geistigen Eroberungen für eine Nation machen, wenn diese selber gelähmt und verkümmert wird.

Aus dem Allem, war meine Schlußfolge, habe sich die, Existenz eines Staates wie Preußen nicht nur als berechtigte, sondern als nothwendige Folgerung ergeben. Denn das Bedürfniß, das in dem Leben der Nation unbefriedigt war, mußte ausgefüllt werden. In der kraftlosen Anarchie des Reiches mußten, wenn die Nation nicht zu Grunde gehen sollte, festere Staatsbildungen entstehen, getragen von dem Landesfürstenthum und dem Protestantismus.

Meine Ansicht ging also dahin, daß das habsburgische Herrscherhaus nicht die Hingebung an die nationalen Interessen Deutschlands, sondern seine dynastische Weltstellung als höchsten politischen Zweck verfolgt habe. Drum konnte nach meinem Bedünken zwar in manchen Fällen habsburgisches und deutsches Interesse zusammentreffen, aber ebenso oft auch sich

Digitized by Google

ſcheiden. Die alte Reichsverfaſſung mit allem, was daran hing, ſchien mir aber ſchon nach 1648 kaum mehr der Erhaltung werth, und ich berief mich dabei auf die Urtheile, wie ſie bereits ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Reiche weitverbreitet waren. Eben darum hielt ich es für eine „große Sache," wenn inmitten der Hülfloſigkeit und der kleinſtaatlichen Zerſetzung aus dem alten Stamm ein neuer Zweig hervorwuchs, wenn ſich ein junger Staat erhob, der durch ſeine Verwaltung wie durch ſeine Kriegsmacht, durch ſeine innere Politik wie durch ſeine Diplomatie ſich Geltung in der Welt verſchaffte; wenn in dieſem Staate ein Fürſt erſtand, der neuen Staatsmaximen und einer neuen Staatspraxis Bahn brach, der aus dem erſtarrten Gehäuſe des deutſchen Lebens die lebensfähigen Keime, mochten ſie ihm verwandt oder feindlich ſein, zum friſchen Wachsthum weckte, der durch ſeine Heldengröße der Nation ein ſeit lange verlorenes Selbſtgefühl wiedergab, der durch ſein Beiſpiel auch in ſpäteren trüben Tagen die aufrichtende Wirkung zu einem neuen Leben übte, ja der den Gegner ſelber nöthigte, die ausgetretenen Geleiſe der überlieferten Politik zu verlaſſen und in bürgerlicher wie in kriegeriſcher Organiſation von dem Sieger zu lernen. Ich habe dabei ausdrücklich hinzugefügt, daß nach meiner Anſicht der Dualismus zweier Großmächte im Reiche nicht die vollkommenſte und wünſchenswertheſte Geſtaltung aber immerhin beſſer war, als die Erſtarrung des Reiches in ſeinen ausgelebten Formen, ein hiſpaniſirtes Kaiſerhaus, das ſich der Nation entfremdet, die Ohnmacht im Ganzen und die Zerrüttung im Einzelnen, wie ſie vorher beſtanden hat. Sie meinten zwar auf S. 109 Ihres Buches: „auch in der alten lockeren Form ſei die Nation fähig geweſen, den Stürmen von Oſt und Weſt zu widerſtehen"; — ich behaupte dagegen, dieſe Widerſtandsfähigkeit könne nicht viel werth geweſen ſein; denn

Digitized by Google

wir verloren dabei die Niederlande, die Schweiz, Lothringen, das Elsaß und Strasburg.

Was haben Sie nun auf dies Alles zu erwiedern? Für's Erste den Vorwurf: (S. 10, 11) „daß ich nach der üblichen Weise meiner Partei auch das heutige Oesterreich anklage," dann die gewiß sehr zur Sache gehörige Bemerkung, daß „wenn ich und meine Partei" Oesterreich zu regieren hätten, Ungarn in wenig Monaten in lichterlohen Flammen des Aufstandes stehen würde; ferner die moralische Betrachtung, daß „nach Ihrem Dafürhalten eine Einsicht in die Nothwendigkeit der Dinge dem blöden Blicke des Menschen nicht gebühre," dieweil ein „sterbliches Auge das nicht übersehen könne und unser Wissen Stückwerk" sei; endlich die Bemerkung, daß ich kein Recht hätte, den Protestantismus heranzuziehen, denn Friedrich II. sei „mit dieser positiven Kirchenform in ebenso schneidigem Widerspruch gestanden wie mit jeder andern."

Ich gestehe Ihnen offen, daß ich meine Auffassung keineswegs für unfehlbar halte, ja daß es mir ganz thunlich scheint dagegen einen andern grundverschiedenen Gesichtspunkt geltend zu machen; aber die Art und Weise Ihrer Entgegnung bedeutet gar nichts. Ich habe mit historischen Thatsachen und daraus abgeleiteten Folgerungen ein wichtiges geschichtliches Verhältniß zu beleuchten gesucht; Sie, mein Herr, setzen dagegen eine Anzahl Redensarten, die zum guten Theil wie die Faust auf's Auge passen, und deren widerlegende Kraft zu wägen ich getrost der Einsicht unserer Leser überlassen kann.

Ich wende mich von diesem allgemeinen Gebiete speciell zu Friedrich II. und zwar zunächst zur Geschichte seiner Jugend.

In meiner Beurtheilung Ihres Buches hatte ich Ihnen den Vorwurf gemacht: Sie deuteten an, des Kronprinzen Conflict mit dem König sei nicht sowohl aus der Verschiedenheit der Charactere und Neigungen entsprungen, als aus dem

Digitized by Google

Umstande, daß Friedrich seinem Vater nach dem Throne und vielleicht nach dem Leben gestrebt habe. Diesen ersten Effect, wonach Friedrich als ein unnatürlicher Sohn erscheint, suchten Sie dann durch einen zweiten zu verstärken, wonach er der undankbarste aller Menschen war. Nur der Fürbitte Kaiser Karls VI. nämlich hatte Friedrich nach Ihrer Behauptung es zu danken, daß das gegen ihn gefällte Todesurtheil unvollzogen blieb. Ich stellte beides in Abrede: nicht nur, daß die Fürbitte Kaiser Karl's von entscheidendem Belang gewesen, sondern namentlich, daß überhaupt ein Todesurtheil gefällt worden sei.

Ihr „offener Brief" gibt nun den letzten Punct preis und nimmt die Behauptung von einem Todesurtheil als eine „irrige Ansicht" zurück. Die Insinuation aber, daß Friedrich seinem Vater nach dem Thron getrachtet, leugnen Sie einfach ab; den rührenden Effect von Carls VI. Fürbitte halten Sie aufrecht.

Was zunächst die Ableugnung betrifft, so führen Sie als Beweis eine Stelle aus Ihrem Buche (S. 36) an, die harmlos genug klingt. Sie erzählen dort das Märchen vom Todesurtheil, Sie fragen nach den Gründen warum, und geben darauf achselzuckend die Antwort, man wisse es nicht. Aber in den vorausgegangenen Sätzen, die Sie anzuführen nicht für gut gefunden haben, reden Sie etwas deutlicher. Sie sprechen da von der Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten und knüpfen daran die Frage: „war es denn blos Das?" Sie erwähnen dann, daß der König das Urtheil gegen Katt geschärft und daß „der erste und hauptsächlichste Grund" dieser Schärfung gewesen sei „weil Katt mit der künftiger Sonne tramirt." Sie fügen weiter bei, daß nach des Königs Ansicht „Katt nach allen Rechten verdient habe, mit glühenden Zangen zerrissen und aufgehängt zu werden."

In solchem Zusammenhang klingt die Sache freilich etwas anders; Sie deuten ein ungeheures Verbrechen an, regen die

Digitized by Google

ganze criminalistische Phantasie Ihrer Leser auf, aber wenn diesen die Frage nach genauerer Kunde auf den Lippen schwebt, dann erklären Sie: bis jetzt weiß man noch nichts Gewisses. Sie bedienen sich also dabei eines Kunstgriffs, der selbst in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen für nicht anständig gilt, der aber in der geschichtlichen Darstellung geradezu unerlaubt ist: Sie lassen eine furchtbare Anklage in zweideutigen Worten durchschimmern, um dann bei genauerem Verhör erklären zu können: ich habe nichts gesagt.

Ich komme zu dem andern Punkt, den Sie aufrecht halten, nämlich der wirksamen Fürbitte Kaiser Karls VI.; auch hier ist eine genauere Prüfung des Thatsächlichen von Werth für Sie selber. Sie haben mir zwar nicht bestreiten können, daß Seckendorf sein kaiserliches Schreiben erst nach dem kriegsgerichtlichen Urtheil übergab, und werden mir ferner nicht bestreiten, daß überhaupt eine Begnadigung von einem Todesurtheil da nicht stattfinden konnte, wo kein solches gefällt war. Aber die Sache ist auch außer diesen entscheidenden Momenten noch interessant genug, um Ihre Gründe und Ihre Quellen genau zu vergleichen.*) Da erweist es sich denn als Thatsache, daß zwar eine Reihe fremder Verwendungen für den Kronprinzen noch vor der des Kaisers erfolgt waren, daß aber der König sie als Einmischungen in seine Familienverhältnisse abgelehnt und daß auf kaiserlicher Seite diese Ablehnung Eindruck gemacht hat. Vor Allem Seckendorf als vorsichtiger Diplomat hütete sich wohl, das kaiserliche Schreiben abzugeben, um nicht den Zorn des heftigen Monarchen gegen sich aufzuregen. Thatsache ist es ferner, daß das Kriegsgericht kein Todesurtheil gefällt hat und daß somit für Friedrich Wilhelm I. keine

*) Ich will, um Jedermann die Prüfung zu erleichtern, diese Quellen citiren: Es ist Förster F. Wilhelm III. 9. 12. 15. und Preuß Friedrich d. Gr. Urkundenb. II. 165. 169.

Digitized by Google

rechtliche Handhabe vorlag, etwas Gewaltsames gegen seinen Sohn zu unternehmen. Ja es wird von kundiger Seite ausdrücklich betont,*) daß der König gegen das Urtheil des Gerichts nicht das Mindeste eingewendet, sondern es ohne Widerrede hingenommen hatte. Das Kriegsgericht in Köpenik selbst sprach aber am 27. und 28. Oktober, und Seckendorf übergab am 31. das Schreiben des Kaisers, nachdem er noch am 28. vorsichtig geschrieben: „er gedenke den König wegen des allerh. kaiserlichen Handschreibens zu sondiren."

Diese Thatsachen scheinen mir so durchschlagend, daß auch Friedrich Wilhelms späteres Compliment nach Wien, des Kaisers Verwendung habe den Pardon für Friedrich erwirkt, das Gewicht derselben nicht verringern kann. Erwünscht mochte dem König die kaiserliche Verwendung sein, schon weil, wie der Biograph des Prinzen Eugen sagt, sie ihm einen passenden Ausweg aus dem Labyrinth eröffnete, in welches er sich durch seine rücksichtslose Heftigkeit hatte verleiten lassen. Aber für den gemüthlichen Effect, wie Sie ihn beabsichtigen, gibt das Vorgehen des kaiserlichen Hofes, vor Allem Seckendorf's Haltung nicht das genügende Material; das zeigen sowohl die obenerwähnten Berliner, als die Wiener Quellen.**) Aus den letzteren ergibt sich einmal die interessante Wahrnehmung, daß die antiösterreichische Gesinnung des Kronprinzen für damals und selbst für die Zukunft den kaiserlichen Staatsmännern als ausgemacht galt. Dann wird durch jene Quellen die persönliche Stimmung des kaiserlichen Gesandten in noch schärferes Licht gesetzt. Wenige Tage bevor Kaiser Karl sein eigenhändiges Schreiben an den König richtete, hielt es Seckendorf für nothwendig nach Wien ausdrücklich zu bemerken (9. Okt.), man solle sich keine Hoffnung machen, daß aus dieser Verwendung

*) Ranke Preuß. Gesch. I. 314. 315.

**) S. über das Folgende Arneths Prinz Eugen von Savoyen III. 273. 274. 571. 572.

spätere politische Vortheile erwüchsen. „Wie ich denn überhaupt wegen des Kronprinzen sehr falschen, verborgenen und heimtückischen Gemüths wenig Hoffnung zu einer Beständigkeit vor die kaiserliche Allianz in Zukunft habe.“ Prinz Eugen meinte darauf, eine solche Undankbarkeit könne bei einem „so übel beschaffenen Gemüth,“ wie Seckendorf das des Kronprinzen schilderte, wohl statt haben; allein man solle die Verwendung doch fortsetzen, „da es besser sei, daß Kaiserl. Maj. als Jemand Anders den Verdienst davon haben.“ Auch müsse es auf den Kronprinzen doch wohl Eindruck machen, wenn er sehe, „daß von der kaiserlichen Hand und Beistand er weit mehr als von der Königin und von England anzuhoffen.“ Aber Vorsicht hält auch Eugen für rathsam. Noch im Anfang Dezember räth er Seckendorf „mit vieler Behutsamkeit umzugehen, wenn er für den Kronprinzen das Wort nehme und die Zeit abzuwarten, bis man durch dessen bessere Aufführung Gelegenheit bekommen, dem König nach und nach einen guten Eindruck beizubringen.“ Der Wiener Hof behandelte also die Sache vorsichtig und gemessen, mit steter Rücksicht auf den eignen politischen Vortheil und mit dem Wunsche „den Verdienst davon zu haben.“ Es wird ihm daraus Niemand einen Vorwurf machen, aber eine unbefangene Betrachtung wird auch nicht sagen wollen, man habe dort in edlem menschlichen Mitgefühl dem künftigen Feind das Leben gerettet. Wenn irgend Jemand ein Recht hatte, sich hier zu berühmen, so waren es — ich wiederhole das ausdrücklich — die wackeren Männer im Kriegsgericht, die nicht nach Menschenfurcht, sondern nach Recht und Gewissen urtheilten.

Sie haben demnach in Ihrem „offenen Briefe“ den eigentlichen Thatbestand so einseitig und unvollständig dargestellt, wie in Ihrem Buche; hier wie dort ist es Ihr Bestreben gewesen, das Unwesentliche in aller Breite zu betonen, damit das Wesentliche aus dem Gesichtskreis gerückt werde. Nun sagen Sie zwar

Digitized by Google

am Schlusse mit gewohnter Selbstzufriedenheit: „hoffentlich wird der Nachweis Ihnen genügen“ (S. 19). Allein ich bedauere, in diesem Falle meine Ungenügsamkeit bekennen und Ihnen erklären zu müssen, wie ich nur noch mehr in meiner früher ausgesprochenen Ueberzeugung bestärkt worden bin, daß Sie das wirkliche Verhältniß verschoben haben, „um des Rühreffects willen, Karl VI. als den edlen Lebensretter und Friedrich II. als das Scheusal hinzustellen, das ihm mit Unthaten lohnt.“

Nächst den erschütternden Vorgängen von 1730 ist es namentlich die Vermählungsgeschichte Friedrichs gewesen, worüber unsere Ansichten auseinandergingen. Auch Ihr „offener Brief“ kommt darauf zurück. Freilich unterlassen Sie es auch hier, in das streng Thatsächliche genauer einzugehen; und ich gebe gern zu, daß es für Ihr Publikum drastischer sein mag, wenn Sie statt der trockenen Prüfung der Thatsachen Ihre Zuflucht zu einem allgemeinen Vorwurf nehmen, der dort unbesehen Glauben findet. Weil ich auf die „Künste und Mittel“ hinwies, welche für diese Heirath von Wien aus angewendet worden sind, so „lasse ich mir es angelegen sein, Oesterreich anzuklagen“, ja „um eine Anklage gegen Oesterreich zu gewinnen“, soll ich sogar den König Friedrich Wilhelm tief herabdrücken.

Es thut mir leid, daß ich Sie auch hier zur Tagesordnung zurückrufen muß: erst das Thatsächliche zu prüfen. Wenn diese Prüfung zu Ihrem Ergebniß führt, dann mögen Sie mich ungescheut der blinden Feindseligkeit gegen Oesterreich anklagen.

Ich habe von „politischen Absichten“ des Wiener Hofes und von den Künsten und Mitteln gesprochen, die bei der Heirath Friedrichs in Bewegung gesetzt worden sind. Die Quellen, die ich als Beleg citirt*), hätten dafür wohl

*) Förster, Höfe u. Cab. Urk. I. 120. Friedrich Wilhelm III. 84.

Digitized by Google

genügen können, ich bin aber gerne bereit, mit weiteren aufzuwarten. Wir wollen wieder einen Oesterreicher sprechen lassen. „Die Vergebung der Hand des Prinzen Friedrich, berichtet Arneth*), bildete damals eine der politischen Angelegenheiten, denen man die größte Wichtigkeit beimaß. Der lebhafte Antheil, welchen die Mächte Europa's an derselben nahmen, zeigte deutlich, welch bedeutenden Werth man auf die Freundschaft Preußens legte. Denn um diese war es ihnen ja eigentlich zu thun, und den künftigen König durch den Einfluß seiner Gemahlin zu gewinnen, bildete das Ziel so eifriger Bemühungen. Hauptsächlich um die Rückkehr Preußens zum Bunde mit England, so lange dieses den Reigen der Feinde des Hauses Oesterreich führte, zu hintertreiben, hatte man zu Wien den Plan einer Vermählung des Kronprinzen mit Elisabeth von Braunschweig ausgesonnen und bei dem König bevorwortet."

Aber in Berlin ging damals das Project um, den Kronprinzen mit der russischen Thronerbin zu vermählen und zum Czaren zu erheben, ein Plan, der Friedrichs lebhafteste Abneigung erweckte. Seckendorf — wie immer der gemüthliche Hausfreund des Berliner Hofes — schreibt darüber wohlwollend: eben darum und um den Sohn recht empfindlich zu kränken werde die Sache vom König nicht ohne Wohlgefallen betrachtet, ja es sei möglich, daß derselbe dahin strebe, „den verhaßten ältern Sohn" nach Rußland zu entfernen, um dem jüngeren die Thronfolge in Preußen zuzuwenden.

In Wien war man natürlich von dem russischen Project nichts weniger als erbaut. Bei der feststehenden Meinung, daß Friedrich antiösterreichische Gesinnungen hege, war die erste Sorge, er könne seinen etwaigen Einfluß in Rußland

*) Leben Eugens III. 334.

gegen das Interesse des Kaisers gebrauchen. Um so wünschenswerther erschien es, die Heirath mit der Braunschweigischen Fürstin zu betreiben; nur dadurch, meinte Eugen, biete sich einige Aussicht, „den Kronprinzen mehr und mehr auf die Seite des Kaisers zu ziehen".

Da durchkreuzte Friedrich selbst diese geheimen Bemühungen um seine Person mit dem überraschenden Vorschlag, die — Erzherzogin Maria Theresia sich als Braut zu wählen. Wenn England durch die Vermählung des Prinzen von Wales mit einer preußischen Prinzessin gewonnen würde, so erscheine durch den Bund Oesterreichs, Preußens und Englands die pragmatische Sanction in solcher Weise sicher gestellt, daß man sich um den Widerspruch Frankreichs und der übrigen Mächte nicht zu kümmern brauche. Der greise Eugen war über diese Auskunft betroffen. So sehr auch, schreibt er, hieraus des Prinzen Falschheit abzunehmen ist, so sehr erhellt doch aus diesem Projecte, was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe. Wiewohl selbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht sind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. Um so gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit seinen Nachbarn werden, wenn er von seinen gegenwärtigen Grundsätzen nicht abgebracht wird. Dieß ist jedoch ohne das Zustandekommen der Heirath mit der Prinzessin von Bevern nicht zu hoffen, sondern vielmehr zu fürchten, daß je härter der König mit ihm umgeht, er desto mehr auf seinen Gedanken beharren und Alles, was jetzt der Vater thut, seiner Zeit umändern wird.

So ward die Sache mit ebensoviel Eifer wie Vorsicht betrieben, und man kam zum Ziele. Im Februar 1732 ward die von Oesterreich gewünschte Verlobung vollzogen. Da traten plötzlich neue Zwischenfälle ein. Die Engländer kamen auf die Idee einer Doppelheirath, welche zugleich die Aussöhnung des britischen und brandenburgischen Hauses besiegele. Der

Digitized by Google

preußische Kronprinz sollte mit der braunschweigischen Prinzessin und deren Bruder, der Erbprinz Carl, mit der britischen princess royal vermählt werden. Friedrich Wilhelm I. war dafür nicht zu gewinnen, obwol Oesterreich auch für dies neue Project seine Minen springen ließ. Jetzt tauchte der Plan auf, eine Heirath Friedrichs mit der Kronprinzessin von England zu betreiben, mit andern Worten, die schon vollzogene Verlobung Friedrichs wieder rückgängig zu machen. Auch dafür verlangten die Engländer die Mitwirkung des Wiener Hofes. In Wien hatte man doch Bedenken. Namentlich Eugen wollte nicht die Hand dazu bieten; er sah wenig Erfolg bei der Sache, wohl aber die Gefahr, den König von Preußen zu erbittern und mißtrauisch zu machen. Auch mochte es ihm wohl anstößig dünken, eine Verbindung, die man erst mit allem Eifer betrieben, und mit der man fast zum Ziele gelangt war, nun wieder aufzulösen, um einer andern politischen Combination willen. Allein, wie Eugen's Biograph sagt, es müssen „ganz besondere Einflüsse gewesen sein", die den Prinzen dennoch bestimmten, dasjenige zu thun, wogegen er sich kurz zuvor so ernstlich verwahrt. Er entschloß sich sogar selbst, an Friedrich Wilhelm zu schreiben und den neuen Plan bei ihm zu befürworten. Seckendorf sollte dem König diesen Brief einstweilen in Abschrift vorlegen; wenn aber freilich Wilhelm sich zornig zeige, dann solle er ihn bitten, die Mittheilung als nicht geschehen zu betrachten, überhaupt die Sache so betreiben, daß der König nicht beleidigt würde und die Engländer zugleich die Ueberzeugung gewännen, daß der Kaiser nichts unterlassen habe, die Sache zu unterstützen.

Das Alles geschah in einem Augenblick, wo die Vermählung unmittelbar bevorstand; das zuletzt erwähnte Schreiben Eugen's war acht Tage vor der Heirath geschrieben und einen Tag vor derselben in Seckendorf's Hände gelangt. Die Wirkung ist darum lediglich die gewesen, daß Friedrich Wilhelm

Digitized by Google

neues Mißtrauen schöpfte gegen die so vielseitige Thätigkeit Oesterreichs und dem Prinzen Eugen bedeutete: er kenne selber am besten, was die Ehre in Erfüllung eines gegebenen Wortes gebiete, um zu wissen, daß er in einer schon fertigen Sache keine Aenderung mehr vornehmen könne.

Ich dächte, mein Herr, zum Beleg der „politischen Absichten" des Wiener Hofes und der „angewendeten Künste und Mittel" dürften diese Mittheilungen wohl ausreichen und es läge nicht in Ihrem Interesse, diese heikle Angelegenheit weiterer Discussion zu unterziehen.

Es bleibt noch Eines aus dieser Heirathsgeschichte zu erörtern: das Verhältniß Friedrichs selbst. „Am einfachsten, hatte ich in meiner Beurtheilung gesagt, wäre es gewesen, wenn der mit seinem Vater eben nothdürftig ausgesöhnte Prinz sich entschieden weigerte, den verhaßten Ehebund zu schließen; nur wiederholte sich dann wahrscheinlich der tragische Conflict von 1730." In Ihrem „offenen Briefe" nehmen Sie sich nun die Freiheit, daran zu zweifeln, ob dies wirklich meine ernstliche Meinung gewesen? „Also Kriegsgericht? u. s. w. — sagen Sie — der Gedanke ist fast zu lächerlich, als daß Sie ihn im Ernste gesagt haben können."

Ich bedaure, mein Herr, Ihnen sagen zu müssen, daß ich diesen Gedanken im Ernste gehegt habe und daß ich mich durch Ihren Einwand nicht im Mindesten beirrt fühle. Vielmehr halte ich es für eine der geläufigsten schlechten Ausreden, etwas „lächerlich" zu finden, was man nicht widerlegen kann.

Das „Kriegsgericht" hatte der Kronprinz allerdings nicht zu fürchten, denn das Kriegsgericht hatte ihm das Leben gerettet, aber des Vaters maßlosen, unberechenbaren Zorn. Ist Ihnen nicht erinnerlich, welche Auftritte vorgekommen waren? Wie der König, nach Seckendorf's Bericht, noch vor der Flucht seinem Sohne bei öffentlicher Tafel „solche Titel gegeben, die auch der geringste Mann seinem Sohne beizulegen billig Be-

Digitized by Google

denken trägt". Oder ist Ihnen vielleicht der Bericht desselben Seckendorf unbekannt, daß der König um die nämliche Zeit wegen einer unbedeutenden Nachlässigkeit den Kronprinzen „bei den Haaren herumzog". Oder die Erzählung Rothenburg's, wornach er den fast 16jährigen Prinzen mit Schlägen behandelte — weil derselbe statt zweizinkiger eiserner Gabeln die silbernen dreizinkigen vorzog? Das Alles geschah vor der Flucht. Was der König in seinem furchtbaren Jähzorn nach derselben unternahm, von der Mißhandlung auf dem Schiffe bei Frankfurt an, und dem Auftritt in Wesel, wo er den Degen auf ihn zückte, bis zur Hinrichtung Kattes, deren Zeuge Friedrich sein mußte — das darf ich als allgemein bekannt wohl übergehen.

„Lächerlich" war darum die Erinnerung an diese Dinge wahrhaftig nicht; lächerlich auch nicht die Sorge, daß sie sich wiederholen könnten. Vielmehr haben viel scharfsichtigere Männer als ich damals etwas der Art gefürchtet: Prinz Eugen z. B., der auch die Besorgniß hegte, „der Kronprinz könne sich zu irgend einem unüberlegten Schritte hinreißen lassen und dadurch die frühere Feindschaft mit dem König wachrufen".*) Auch Grumbkow meinte, es sei eine Sache, die einem den Hals kosten könne, sich in dieser Frage zwischen Vater und Sohn zu drängen; er erinnert ausdrücklich an das Wort, das ihm der König einst auf die Verwendung für den Prinzen in Wusterhausen gesagt: „Nein Grumbkow, denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme!" Wozu diese Erinnerung, wenn Sorge vor der Wiederkehr früherer Auftritte so grundlos, ja „fast lächerlich" war?!

Genug, Friedrich wagte es nicht, den Zorn des Vaters von Neuem heraufzubeschwören; er erklärte sich zum Gehorsam

*) Arneth III. 339.

Digitized by Google

bereit. Aber am nämlichen Tage schüttete er sein Herz gegen Grumbkow aus, schilderte seine verzweifelte Stimmung in den stärksten Worten und suchte die Vermittlung des Höflings bei dem König nach: nicht eine unselige Ehe zu stiften, nicht zwei Leute auf einmal unglücklich zu machen. „Ich bin, schrieb er, mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen und glaube, daß es meine Bestimmung ist, es zu bleiben; vielleicht hätte eine plötzliche Wendung zum Glücke mich übermüthig gemacht, doch komme was will, ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe genug erlitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat, und will meinen Verdruß nicht für alle Zukunft verlängern. Ein Pistolenschuß kann mich davon und von meinem Leben befreien; ich glaube, der gütige Gott wird mich darum nicht verdammen und zur Vergeltung für ein so elendes Leben mir die Seligkeit gewähren."

Ich habe diesen Widerspruch der beiden Briefe desselben Tages weder getadelt, noch gerühmt, weder verdammt, noch, wie Sie behaupten, entschuldigt. Ich habe ihn lediglich aus der verzweifelten Lage des Kronprinzen zu motiviren gesucht. Das ist ohne Zweifel mühevoller, als ein kurz angebundener, anmaßlicher Verdammungsspruch; aber es ist, wie mir scheint, des Geschichtschreibers würdiger. Drum hat schon Ranke sich eingehend mit diesem Vorgang beschäftigt und die Erklärung in dem wechselnden Drange verschiedener Stimmungen gesucht, die auf den Prinzen nacheinander einstürmten*). Stenzel ist noch weiter gegangen und hat in dem Eindruck, den Grumbkow's eben eingetroffene Schilderung der bestimmten Braut auf den Prinzen machte, den Grund gesucht, „warum er eindringlich lebhaft und scharfsinnig alle die Gründe zusammenfaßte, die seinen Vater von seinem Entschlusse abbringen konnten."

Ein Mann wie Sie ist mit seinem Urtheile leichter fertig.

*) S. Ranke Preuß. Gesch. I. 337. 338. Stenzel III. 629. 630.

Digitized by Google

Ihnen genügen diese beiden Briefe zu dem Verdict: „ein solcher Mensch möge viele vortreffliche Eigenschaften des Verstandes haben, auch Feldherrntalente besitzen u. dgl.; allein seine Ansprüche auf männlichen Muth und männliche Würde, auf Wahrheit und Ehrenhaftigkeit in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen als Individuum seien offenbar gering.“

Doch vielleicht sind Sie ein so unerbittlicher Rigorist, daß man Ihnen die Strenge Ihres Maßstabs zu gute halten muß. Dies könnte man annehmen, wenn man nicht wüßte, daß Sie in der Beurtheilung von Tilly und Ferdinand II. die schonendste Nachsicht üben und daß Ihr moralischer Stoicismus in der Regel nur nach der einen Seite hin gilt. Darum habe ich Sie in meiner Beurtheilung auf das bekannte Wort verwiesen: der Geschichtschreiber dürfe wohl Richter sein, aber nicht Henker. Ich muß Sie nochmals an dies Wort erinnern, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie von Neuem (wie im Eingang Ihres Briefs) die komische Klage erheben: ich hätte Sie mit einem Henker verglichen!

Ich habe Sie bei Gelegenheit dieser erzwungenen Heirath an das Wort erinnert, das Friedrich an seine Schwester schreibt: „Mein Herz läßt sich nicht zwingen; wenn es liebt, liebt es aufrichtig, wenn es nicht liebt, ist es außer Stande, sich Zwang anzuthun.“ Oder wie er an Grumbkow schrieb: „Wenn ich mich verheirathen soll, so muß meine Frau nach meiner Idee sein, oder wir werden uns nie zusammen vertragen. Der König möge doch bedenken, daß er mich nicht für sich, sondern für mich verheirathen will; und daß er selbst Verdruß genug haben wird, wenn er zwei Personen verbunden sieht, die sich nicht mögen.“ Die Richtigkeit dieser Reflexionen konnten Sie nicht bestreiten; Sie verweisen mich dafür auf einen Brief vom 4. Sept. 1732, worin Friedrich sagt: „ich liebe das ganze Geschlecht nur flüchtig; ich will nur den Genuß, dann verachte ich es.“ Diese Stelle widerlegt zwar das nicht, was meine

Digitized by Google

Anführung beweisen wollte, aber ich bin Ihnen doch für das Citat dieses Briefes dankbar, denn eben dieser Brief charakterisirt am besten die Art und Weise, mit der man gegen den Prinzen verfuhr. Es kam ihm eine neue Strafpredigt zu, weil er nicht häufig genug an seine Braut schrieb. Ich kann ihm nicht Unrecht geben, wenn er zornig sich äußert: „man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, aber da ich nicht die Natur eines Esels habe, fürchte ich, wird man damit nicht weit kommen."

Nach dem sichtlichen Verdruß, den Ihnen meine Beurtheilung Ihres Buches erweckt hat, hätte ich Ihnen das Vergnügen gern gegönnt, das Sie (S. 22) darüber empfinden, daß ich, wie es scheint, auf das berühmte Wort Friedrich Wilhelms I. verzichtet habe: „da steht Einer, der mich rächen wird!"

Leider muß ich Ihnen diese kindliche Freude verderben. An eine kritische Beurtheilung eines Buches von 500 Seiten wird Niemand die Anforderung stellen, daß Alles und Jegliches darin besprochen, jede Verkehrtheit gerügt, jeder Trugschluß zergliedert wird. Man geht in solchem Falle an dem Unbedeutenden vorüber, um das Wichtigere und Charakteristische festzuhalten. Ganz so ist es mir ergangen. Die dritthalb Seiten (S. 63 ff.), die Sie jenem „berühmten Worte" widmen, um nachzuweisen, daß Friedrich Wilhelm zu dem Ausspruch keinen Grund gehabt und daß sein Sohn denselben vielleicht nicht einmal gekannt, diese dritthalb Seiten schienen mir ihrem Werth nach so unerheblich, daß ich es nicht für der Mühe werth hielt, darüber nur eine Zeile zu verlieren. Denn die Thatsache, daß der loyalste und am eifrigsten kaiserlich gesinnte preußische König gegen den Schluß seiner Regierung zu solch einer Betrachtung gekommen war, diese Thatsache haben Sie nicht widerlegen und also auch ihre charakteristische Bedeutung nicht aufheben können. Drum muß ich Sie des Trostes berauben, daß fortan jenes „berühmte Wort", das sich noch in der

Digitized by Google

zweiten Auflage meiner deutschen Geschichte findet, daraus verschwinden werde; Sie werden es vielmehr auch in der eben erschienenen dritten Ausgabe finden.

Weil aber Ihr „offener Brief" dies Thema anregt, so will ich Ihnen bei der Gelegenheit noch eine Probe geben, wie Sie Ihre Quellen benützen. Nach Ihrem Buche (S. 68) empfahl Friedrich Wilhelm I. sterbend seinem Sohne die schuldige Rücksicht auf den Kaiser und „sprach den Wunsch aus, daß der Sohn fortwandeln möge auf seiner Bahn, etwas sperrig, jede schuldige Pflicht sich als besonderen Freundschaftsdienst anrechnen, *dennoch im Wesentlichen getreu der alten Ueberlieferung für Kaiser und Reich.*" Ihre Quelle bei diesem politischen Testament ist eine bekannte Stelle bei Stenzel (IV. 56—57), die Sie auch ausdrücklich citiren. Stenzel sagt aber wörtlich folgendes: „So ist es nicht uninteressant zu hören, wie der König hinsichtlich des Kaisers meint, wenn man diesem als Reichsoberhaupt auch mit aller Rücksicht entgegenkommen müsse, so dürfe man doch nicht vergessen, daß er dem Hause Oesterreich angehöre, *welches seinen eigenen Vortheil suche und den unabänderlichen Grundsatz verfolge, das Haus Brandenburg eher kleiner zu machen, als größer.*" Die „schuldige Rücksicht" erweitert sich also bei Ihnen bereits zur „Treue gegen die alte Ueberlieferung für Kaiser und Reich"; der eigentliche Hauptsatz, auf dem der Nachdruck des Sterbenden liegt, verschwindet dagegen ganz; dafür lassen Sie ihn aber Dinge sprechen, die er schwerlich je gedacht, ganz gewiß aber niemals gesagt hat.

Aus Friedrichs Jugendgeschichte ist schließlich noch eine Episode zu erwähnen, über die wir verschiedener Meinung sind. Sie betrifft die Zeit von der Verheirathung des Kronprinzen bis zum Tode des Vaters, eine Zeit also, in der sich nach einer wilden und trüben Jugend der Charakter des Mannes

Digitized by Google

und des Königs zu klären begann. „Wie Friedrich war und dachte — so lautete mein Vorwurf — womit er sich beschäftigte und wie sich seine Ansichten über die Welt und über die Menschen gestaltet, davon erfahren wir nichts; dagegen wühlt der Autor mit einer sichtbaren Wollust in den tiefen Wunden, welche die Familie Friedrich Wilhelms I. entzweiten." Sie erklären diese Ausstellung für unbegründet; denn Sie hätten ja ausführlich erörtert, wie der Prinz von der Prädestinationslehre allmählig zum vollendeten Skepticismus überging, und dann hinzugefügt, es sei doch immer ein seltenes Beispiel, daß ein Prinz, ein Thronerbe seine Zuflucht suche in Kunst und Wissenschaft. „Ich habe geglaubt, setzen Sie hinzu, eine solche Anerkennung wöge doch manchen Tadel auf."

Ich darf Sie wohl vor Allem versichern, daß ich nicht nach Ihrer „Anerkennung" Friedrichs des Großen geize, sondern daß ich lediglich verlange, Sie möchten die geschichtlichen Thatsachen unbefangen und ungetrübt wiedergeben. Ob Sie das an dieser Stelle mehr gethan als sonst, darüber mögen eben die Thatsachen entscheiden.

Die Rheinsberger Zeit war der erste Abschnitt in Friedrichs Leben, wo es ihm gestattet war, dem eigenen Genius zu folgen. Darum hat seine Correspondenz und seine Schriftstellerei aus dieser Periode ein erhöhtes Interesse, schon um seiner Charakteristik willen; aber auch der Inhalt ist wohl der Betrachtung werth. Es beschäftigen den Kronprinzen die mannigfaltigsten Fragen: politische und kirchliche, literarische und künstlerische. Am lebhaftesten werden die religiösen und kirchlichen Probleme verhandelt; aber es ward auch manches politische Verhältniß in einer Weise erörtert, die zu der Zukunft des Königs in einem unverkennbaren Rapport stand. Dann finden sich neben den zierlichen und geistreichen Briefen, die er mit Voltaire wechselte, treffliche Zeugnisse menschlichen und freundschaftlichen Empfindens z. B. in der Correspondenz mit Suhm.

Digitized by Google

Was aus diesem mannigfaltigen Inhalt vor Allem bezeichnend hervortritt, ist neben der geistigen Vielseitigkeit die frische Lust zur Arbeit und zum Lernen, die sich in dem jungen Fürsten kundgibt. Neben Poesie und Kunst, neben der philosophischen Speculation, den Naturwissenschaften und dem Nationalismus interessiren ihn zugleich alle practischen Fragen und er sucht zu lernen, wo und wie er kann. Den poetischen Spielereien und dem ästhetischen Genießen geht eine nüchterne und prosaische Arbeit zur Seite, die ihn mit der Verwaltung, dem Kriegswesen, den Finanzen und der Industrie in Zusammenhang hält; nicht der Poet und Schriftsteller, nicht der geistreiche Correspondent Voltaires oder der ästhetische Gourmand überwiegt in dieser Beschäftigung, sondern man wird zugleich überall daran erinnert, daß es ein künftiger König ist, der uns gegenübersteht.

Was ist nun der Inhalt der nahezu dreißig Seiten Ihres Buches (S. 68—95), welche die Rheinsberger Zeit behandeln? Zuerst Stellen aus dem Briefwechsel mit der Schwester, natürlich so ausgewählt und so vertheilt, daß auf die Persönlichkeit Beider möglichst viel Schatten falle, und von Ihnen in einem Tone glossirt, der dieser Absicht entspricht. Namentlich bildet darin der Vorwurf, daß Friedrich den Tod seines Vaters kaum erwarten konnte, das Grundthema. Daran reihen Sie einige Auszüge aus seinen philosophischen Betrachtungen, wobei Sie es unerörtert lassen, „wie weit sich darin ein aufrichtiger Wahrheitsdrang und Hang zum platten Raisonniren von einander scheiden.“ Dann folgt die Erörterung des Verhältnisses zu Voltaire, mit hämischen Ausfällen gegen Beide gewürzt. Hier halten Sie einen Augenblick inne, um darauf hinzuweisen, wie sich Friedrich schon jetzt „von allen den Banden gelöst, welche den Menschen mit der Menschheit einen“, von den Eltern, der Familie und der Religion. Sie schließen dann Ihre historisches Musterstück mit einem Excurs über Friedrichs Ruhmbegierde

Digitized by Google

und über seine Wiederlegung des Machiavell, hie und da unterbrochen mit pikanten Einzelnheiten, welche die Geldnoth des Prinzen und das fortdauernde Mißverhältniß zum König betreffen. Der Ton, worin Sie dies Alles erzählen ist wo möglich noch charakteristischer für Sie, als die Auswahl des Stoffes; weit entfernt von dem Ausdruck wahren und ernsten sittlichen Unwillens, verweilen Sie vielmehr mit Behagen bei jeder wirklichen oder denkbaren Schwäche, betonen mit hämischer Schadenfreude alles was sich nachtheilig deuten läßt, kurz Sie wühlen, wie ich Ihnen vorwarf, „mit einer sichtlichen Wollust" in den tiefen Wunden, welche die Familie Friedrich Wilhelm I. entzweiten. Für einen Libellisten mag das die richtige Behandlungsweise sein; ein Historiker ist aber auf diesem Wege noch niemals erwachsen. Darum sind Sie nach meiner Ansicht in einer merkwürdigen Selbsttäuschung befangen, wenn Sie im Eingang Ihres „offenen Briefes" meinen, ich hätte nicht ein Wort in Ihrem Buche gefunden, „welches abweiche von der Ruhe und dem Ernste einer wissenschaftlichen Untersuchung." Es verhält sich gerade umgekehrt; ich finde in Ihrem Buche auch nicht ein einziges Blatt, wo Sie die Ruhe und den Ernst historischer Betrachtung zeigten; wohl aber überall den Mißmuth gegen die Größe und das schadenfrohe Sichweiden an der Schwäche, welches die Grundstimmung Ihres Buches über Friedrich ist.

Dies tritt vielleicht in keiner Parthie Ihrer Darstellung auffälliger zu Tage, als in der Behandlung der schlesischen Kriege.

„Ich maße mir nicht an, über die Rechtsdeductionen damaliger Zeit eine Entscheidung zu fällen, inwiefern die eine bündiger sei, als die andere. Ich constatire nur die eine Thatsache, welche Sie mir übel genommen, aber nicht widerlegt haben; diese Thatsache ist, daß selbst auch dann, wenn das

Digitized by Google

Haus Hohenzollern rechtliche Ansprüche auf einige Theile in Schlesien hatte, die Erinnerung an diese Ansprüche im Hause Hohenzollern selbst untergegangen war, und daß mithin noch viel weniger in Denkmälern und wer sonst dem Fürstenhause gehorchte, eine Ueberlieferung solcher Ansprüche lebte, die ihnen für den Schein eines Rechtes zu diesem Kriege hätte gelten können."

Also spricht auf S. 24 Ihr offener Brief. Sowohl diese Worte, als die emphatische Ergießung, die Sie daran anknüpfen, haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem bekannten Windmühlengefecht, nur daß Sie dabei nicht in so gutem Glauben handeln, wie der edle Ritter von La Mancha. Vielmehr ist das Geräusch der Waffen, die Sie gegen die Windmühle einlegen, darauf berechnet, die eigentliche Streitfrage zu übertäuben.

Bleiben wir darum bei der Sache. Sie haben in Ihrem Buche den Angriff auf Schlesien mit Ludwig XIV. Reunionskammern verglichen und ihn einen ungeheuern Frevel genannt. Angenommen selbst, meinten Sie, daß solche Rechte existirten, so waren sie dadurch vergessen, daß Friedrich Wilhelm ihrer nie Erwähnung gethan, ja sie waren förmlich und feierlich beseitigt durch den geheimen Berliner Tractat vom December 1728. Dem hatte ich nun widersprochen. Wiewohl die rechtliche Seite nicht die stärkste war in dem schlesischen Conflikt — sagte ich — so sei ein Schriftsteller, der mit so heftigen Worten um sich werfe doch wohl verpflichtet, es mit solchen Fragen etwas genauer zu nehmen. Ich habe dabei an die früheren Differenzen erinnert, an die bekannten Verhandlungen des siebzehnten Jahrhunderts, an das Abkommen über den Schwiebuser Kreis, und an die Art wie das Abkommen hinterlistig umgangen ward; ich habe mich auf das Wort Friedrichs I. bezogen: „Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen

Digitized by Google

widerrechtlichen Umständen weder binden kann, noch will." Ich habe endlich den von Ihnen citirten Vertrag vom 23. December 1728 genauer beleuchtet. Darin hatte Friedrich Wilhelm gegen die Garantie der pragmatischen Sanction von Kaiser Karl VI. die Anerkennung der preußischen Ansprüche auf Berg erlangt. Der Kaiser hielt es indessen später (1739) für gut, die jülich-bergische Erbschaft dem pfalz-sulzbachischen Hause zu versprechen und sich dazu die Garantie der Franzosen gegen Preußen einzuholen. Für solch einen Fall hatte aber nach Dohms Zeugniß jener Vertrag vom December 1728 im 13. Artikel ausdrücklich gesagt: Sollte ein Theil dawider handeln, so soll auch der andere an nichts, was in dem gegenwärtigen Tractate enthalten ist, gebunden sein. Ich konnte dabei die Andeutung nicht unterlassen, daß Ihnen, der Sie sonst Dohm fleißig ausgeschrieben, das letzterwähnte Verhältniß bekannt sein mußte; daß also die Art, wie Sie den Vertrag vom December 1728 citiren, eine absichtliche Täuschung Ihrer Leser war.

Was haben Sie auf dies Alles zu erwiedern? Nicht eine Sylbe. Sie berühren diese unbequemen Punkte nicht einmal, sondern überschütten mich mit einem Schwall von Phrasen, die in diesem Falle ohne alles Gewicht sind. Daß Friedrich Wilhelm I. von den schlesischen Ansprüchen schwieg, daß Friedrich den Krieg geheimnißvoll vorbereitete, daß die Minister abriethen und alle Welt überrascht war, das alles sind Dinge, um die es sich hier nicht handelt; dagegen war ich berechtigt, eine Erwiederung auf meine Einwände zu erwarten. Da Sie keine geben, darf ich wohl annehmen, daß Sie keine geben konnten.

Der Ausgang des ersten schlesischen Krieges war nicht so entscheidend, daß Friedrich sicher war, seine Eroberung für alle Zukunft zu behaupten. Maria Theresia erhob sich zu kräftigerem Widerstande und schlug voraussichtlich ihre übrigen Gegner aus dem Felde. War ihr das gelungen, so ließ sich

Digitized by Google

mit aller Wahrscheinlichkeit erwarten, daß sie sich dann auch gegen Friedrich wenden und ihm die Beute des ersten schlesischen Krieges wieder abnehmen werde. Das Wort Georgs II. — ce qui est bon à prendre est bon à rendre — fand dann seine Erfüllung. Die einzelnen Vorgänge sind oft genug erzählt und auch Friedrich selbst hat sich im neunten Capitel der „Geschichte seiner Zeit" ausführlich über die Gründe ausgesprochen, die ihn bestimmten, gegen den Rath seiner Minister von Neuem zu den Waffen zu greifen.*) Die Fortschritte, die der Prinz von Lothringen im Elsaß machte, bewogen den König sich früher zu erklären, als es seine Absicht gewesen war. Oder wie er sich später ausdrückt, wo Frankreich zögert seine Schuldigkeit als Verbündeter zu thun: Ludwig XV. zeigte sich so kühl für das Interesse seiner Alliirten, wie empfänglich für sein eigenes; und doch war der Feldzug in Böhmen geführt worden, um das Elsaß zu retten.

Dies sind die Stellen, woraus Sie folgern: „Friedrich unternahm den zweiten schlesischen Krieg, damit wie er selber sagt, Oesterreich die deutschen Länder Elsaß und Lothringen nicht wiedererlange." Dieser Satz folgt weder aus den angeführten Stellen, noch ist er sonst begründet. Friedrich hat den zweiten schlesischen Krieg begonnen, damit er Schlesien nicht wieder verliere; darum begann er eine Diversion, die seinen bedrängten Verbündeten, Frankreich und dem Kaiser Karl VII., Luft machte. Das genügt Ihnen aber nicht; es muß Friedrichs Beweggrund zugleich eine Färbung erhalten, die ihn vor dem Richterstuhl des heutigen Patriotismus verurtheilt. Das ist freilich gerade so richtig, wie wenn ein Anderer sagte: Maria Theresia führte den siebenjährigen Krieg, damit die Russen in Ostpreußen, die Franzosen am Rhein und in Belgien sich festsetzten. Es konnte dies vielleicht die Folge des Krieges, den sie

*) Oeuvres III. 34. vgl. 51. 82.

führte, werden; aber ein Beweggrund ist es gewiß nicht gewesen.

Doch Sie gehen noch weiter: Friedrich hegte den Wunsch der Beraubung Deutschlands „nicht blos im Drange des Augenblicks; er sprach sich lange Zeit nachher in ruhiger Erwägung der Lage von 1740 darüber aus." Auch dafür citiren Sie eine Stelle aus einer Brochüre, die Friedrich 1769—70 geschrieben hat. Es verlohnt sich auch hier um Ihretwillen der Mühe, die Beweiskraft dieser Stelle genauer abzuwägen. Friedrich bekämpfte eine in dem essai sur les préjugés ausgesprochene Ansicht über die französische Politik, die der Verfasser jener Schrift angegriffen hatte. Friedrich fand, daß die französische Politik in ihrem Interesse 1740 ganz richtig verfuhr und daß es die Dinge nach dem Erfolg beurtheilen hieß, wenn man sie in diesem Punkt tadelte.*) Die pragmatische Sanction, sagte er, konnte weder den Rechten Baierns und Sachsens etwas vergeben, noch die Ansprüche Brandenburgs an Schlesien beeinträchtigen. Es war sehr wahrscheinlich, daß, wenn im Anfang dieses Krieges eine französische Armee nach Deutschland gesendet ward, sie Ludwig XV. zum Schiedsrichter der streitenden Fürsten machte und sie verpflichtete, sich nach seinem Willen friedlich über diese Erfolge zu vertragen. Sicherlich konnte Frankreich seit der Rolle, die es beim westphälischen Frieden gespielt, keine schönere und größere übernehmen. Weil nun Mißgeschick und allerlei Ereignisse diese Plane durchkreuzten und ein Theil des Krieges unglücklich war, darf man Ludwig XV. darum verdammen? „Darf ein Philosoph Entwürfe blos nach dem Erfolg beurtheilen?"

Die letzte Stelle, mein Herr, haben Sie wohlweislich weggelassen, weil dadurch auch dem arglosesten Leser Ihres „offenen Briefes" klar geworden wäre, daß die ganze Betrachtung

*) Oeuvres IX. 144. 145.

Digitized by Google

etwas anders sagt, als Sie damit beweisen wollen. Friedrich stellt eine allgemeine Reflexion an, deren Richtigkeit mir unzweifelhaft scheint; Sie beziehen diese Reflexion auf sein politisches Vorgehn im schlesischen Kriege und leiten daraus Folgerungen ab, die aus den Worten nicht abzuleiten sind. Doch wir werden noch merkwürdigere Belege für die Art Ihrer Quellenbenützung vorfinden.

Für Friedrichs II. Politik haben Sie bekanntlich das System erfunden, daß bei ihm Alles einzig und allein auf einen Zweck berechnet war: auf den Krieg. Wenn der König einmal sagt: „Die Ameisen sammeln im Sommer, damit sie im Winter zu verzehren haben", so hat er damit nach Ihrer Ansicht das Geständniß abgelegt, daß er lediglich zu dem einen Zweck arbeitete, sparte und verwaltete: Krieg zu führen. „Der Winter eines geordneten staatlichen Lebens, sagen Sie, ist der Krieg." Auch gegen wen dieser Krieg zu führen sei, ist Ihnen nicht zweifelhaft. „Der erste Schritt des jungen Königs hatte unwiderruflich über sein Leben entschieden. Das böse Gewissen mahnte ihn an Oesterreich, erinnerte ihn Tag und Nacht, daß er früher oder später mit dieser schwer beleidigten Macht den Todeskampf zu ringen haben werde" .... „der Haß Friedrichs wurde das System seines Staats."

Es sind zunächst Ihre Ansichten, worauf Sie dieses Urtheil stützen. Sie werden mir aber ohne Zweifel einräumen, daß es auch hier nicht auf subjective Meinungen, sondern auf Thatsachen ankommt. Und zwar sind es vor Allem die Thatsachen des dritten schlesischen — des siebenjährigen — Krieges, die dabei entschieden werden.

Nach Ihrer Meinung hat Friedrich diesen furchtbaren Krieg aus eigenem Antrieb begonnen, ohne dazu irgendwie herausgefordert zu sein.

Auch hier muß ich Sie ersuchen, mir einiges Gehör für das Faktische zu schenken, selbst auf die Gefahr hin, daß

Digitized by Google

ich dabei den genaueren Kennern der Geschichte jener Zeit nur Bekanntes wiederhole. Aber Ihr souveränes Verfahren mit den Thatsachen nöthigt mich dazu.

Auch Ihnen ist es ohne Zweifel nicht unbekannt, wie schon während der ersten schlesischen Kriege Entwürfe aufgetaucht sind, die auf ein weiteres ausgingen, als auf die bloße Restitution Schlesiens, ich meine, auf eine Wendung, die Preußen dauernd in die subalterne Stellung eines Markgrafen von Brandenburg zurückgedrängt hätte. Der Friede von 1745 legte diese Entwürfe vorerst bei Seite. Aber wenige Monate nach dem Frieden (Mai 1746) schlossen Oesterreich und Rußland ein Bündniß, dessen Spitze wesentlich gegen Friedrich gerichtet war. Wofern der König von Preußen, hieß es, dem Dresdner Frieden zuwiderhandeln und Oesterreich, Rußland oder Polen angreifen würde, dann solle das Anrecht Marien Thereſiens an Schlesien und die Grafschaft Glatz von Neuem in Kraft treten und zur Wiedereroberung Schlesiens jede der beiden Mächte mit 60000 Mann gegen ihn zu Felde ziehen. Die betreffenden Documente finden sich in Friedrichs Werken (Bd. IV. S. 40—44.) Daß Maria Thereſia den Verlust Schlesiens nicht vergessen hatte, ist an mehrfachen unmittelbaren Aussagen von ihr selbst erwiesen; daß die Stimmung in Petersburg mit jedem Tage feindseliger gegen Preußen war, gleichfalls. Die schürende und zwischenträgerische Thätigkeit des Grafen Brühl ist meines Wissens gleichfalls nicht widerlegt, die Aechtheit der Documente, die auch darüber vorliegen, nicht bestritten worden. Nun galt es Frankreich herüberzuziehen und einer Wiederholung des Bündnisses von 1741 vorzubeugen. Daß seit dem Ende des letzten Kriegs von Wien aus unablässige Versuche gemacht wurden, sich Frankreich zu nähern, ist im Allgemeinen gleichfalls nie bezweifelt worden, noch ehe Schlosser aus den französischen Gesandtschaftsberichten darüber urkundliche Mittheilungen gemacht hat. Nach diesen urkundlichen Mittheilungen

Digitized by Google

hatte Oesterreich schon 1745—48 den Franzosen einen Separatfrieden angeboten, den es mit Opfern in den Niederlanden erkaufen wollte, falls nur nichts zu Gunsten von Preußen stipulirt würde. Nach dem Frieden machte Maria Theresia persönlich dem französischen Geschäftsträger Eröffnungen, die auf eine engere Verbindung der beiden Höfe von Wien und Versailles ohne allen Rückhalt hinwiesen. Der Thätigkeit in Wien ging die Intrigue von Kaunitz in Paris wirksam zur Seite. Seine Rückkehr nach Oesterreich und die Uebernahme des auswärtigen Departements (1753) bezeichnete den entschiedenen Bruch mit den alten Traditionen und die fest beschlossene Annäherung an Frankreich. Es war das dasselbe Jahr, in welchem das große Conseil zu Moskau (Mitte Mai) die Ansicht aussprach: da neue Angriffe des Königs von Preußen zu befürchten seien, so gebiete es die dringende Nothwendigkeit, sich nicht allein dem Anwachsen der russischen Macht zu widersetzen, sondern auch dahin zu streben, das Haus Brandenburg in seinen vorigen mittelmäßigen Stand zurückzubringen. Kurz vorher war auch nach Sachsen eine Eröffnung von Wien aus erfolgt, welche an den früheren Vertrag vom Mai 1745 wiederanknüpfte und ausdrücklich erklärte, daß derselbe auf den gegenwärtigen Fall Anwendung finde. Wie ein französisches Schriftstück aus jenen Tagen sagt: der Wiener Hof denkt nicht daran, den König von Preußen allein mit seinen Streitkräften anzugreifen, er wartet vielmehr auf Umstände, welche ihm durch eine entschiedene Ueberlegenheit den Sieg so zu sagen sicherstellen. Ueber die Stimmung, die in Wien herrschte hatte die französische Diplomatie täglich Gelegenheit, sehr charakteristische Aeußerungen zu hören. Bald wurde dort der Wunsch laut, ein starkes Corps Russen in der Nähe der Reichsgrenzen zu haben; bald äußerte man sich schadenfroh über eine Verwicklung in Polen, durch die sich Friedrich selbst in die Lage gebracht, den Conflikt zu beginnen.

Digitized by Google

Den Eindruck dieser Vorgänge faßt der französische Gesandte Aubeterre selbst in die Worte zusammen (Febr. 1755): Seit ich in diesem Lande bin, habe ich Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, daß für den Wiener Hof Preußen der Hauptgegenstand der Offensive wie der Defensive ist. Aehnlich schrieb Lord Holderneß nachher (Okt. 1755) an Mitchel: „Unser Gegenstand ist Frankreich, Oesterreichs Gegenstand ist Preußen! Sie wollen uns wider jene Macht keinen Beistand geben, wenn wir diese nicht für unsere Feindin erklären, und der Kaiserin Königin das wieder erobern helfen, was sie im letzten Kriege verloren hat.“ Oder wie Kaunitz selbst dem britischen Gesandten zurief, als dieser fragte, auf welcher Grundlage man sich denn einigen könne: Mon Dieu en attaquant le Roi de Prusse!*)

Es kam die amerikanische Verwicklung zwischen England und Frankreich. Sie war natürlich Oesterreich nicht willkommen, denn in Wien wünschte man nicht blos, die neue Verbindung mit Frankreich zu gewinnen, man wollte auch die alte mit England festhalten. Nur auf diesem Wege war Preußen völlig zu isoliren. Durch den Conflikt in Amerika wurde aber voraussichtlich eine Allianz zugleich mit Frankreich und Großbritannien zu einer Unmöglichkeit. Das Ergebniß ist bekannt. Oesterreich war nicht geneigt, die so mühsam angeknüpften Beziehungen zu den Franzosen um Englands willen aufzugeben, und wie darum, gleichsam zur Probe, wegen des Schutzes von Hannover Maßregeln beim Reiche beantragt wurden, erfolgte (Nov. 1755) die ausweichende Antwort, die keinen Zweifel darüber ließ, daß man sich für ein engeres Verhältniß mit den Franzosen die Hand frei halten wollte. Die Frucht war (Jan. 1756) der Vertrag zwischen England

*) S. die Gesandtschaftsberichte bei Raumer II. 299, 392. Wuttke bei Huschberg die 3 Kriegsjahre S. LI.

Digitized by Google

und Preußen, der zunächst freilich nur einen engbegrenzten defensiven Charakter hatte, der aber für Preußen von Werth zu sein schien, weil er der Welt bewies, daß es nicht völlig isolirt war. Um dieses moralischen Eindrucks willen hielt man ihn nicht nach der Weise der Zeit geheim; Friedrich verbarg ihn nicht und von britisch-hannoverscher Seite wurde er in offizieller Weise mitgetheilt und erläutert. England hatte aber mit dem Vertrag allerdings seine Position genommen; wie es durch seinen Gesandten in Petersburg damals bedeuten ließ (6. Febr.), war es durchaus nicht gemeint, zu „wilden und ausschweifenden Plänen, welche auf die Zerstörung der preußischen Macht hinzielten," die Hand zu bieten. Und England konnte darüber genau unterrichtet sein. Denn seine Staatsmänner hatten Jahre lang in den leidenschaftlichen Ton gegen Preußen eifrig eingestimmt und auch wohl ihr gutes Theil dazu beigetragen, jene „wilden und ausschweifenden" Pläne zu ermuthigen.

Sobald das Bündniß bekannt war, erneuerte das Wiener Cabinet seine Anstrengungen bei Frankreich. Wie der französische Gesandte am 11. Febr. 1756 darüber schreibt: Seit dem Aachener Frieden hat Oesterreich die gleichen Stimmungen an den Tag gelegt; es hat sie gegen Blondel und Hautefort kundgegeben. Graf Kaunitz hat die gleiche Haltung eingenommen während er in Paris war. Da diese Versuche fruchtlos waren und Frankreich sich zu nichts hergab, hat sich Kaunitz nach seiner Wiederkehr mehr zurückgehalten; aber der Abschluß des Vertrags mit England ist ihm der Anlaß geworden auf die früheren Ideen zurückzukommen. Gleich jetzt fielen Andeutungen, die den Gesandten überzeugten, daß man die Wiedereroberung Schlesiens erstrebe und bereit sei, dafür in den Niederlanden Opfer zu bringen. Noch sträubte sich die alte französische Tradition gegen das habsburgische Bündniß; aber es war nur der letzte schwache Widerstand. Die kaiserliche

Digitized by Google

Diplomatie verdoppelte ihre Anstrengungen; Starhemberg schrieb damals das Memoire vom 20. April, worin alle Gründe für den französisch-österreichischen Bund noch einmal lockend zusammengefaßt und mit dem Troste geschlossen war: „Die Türken und Polen würden sich sehr freuen über diesen Bund, daß der König von Preußen auf gemeinschaftliche Kosten (à frais communs) für seine heimlichen Verträge gezüchtigt werde und die Stände des Reichs in der Person des Königs von Frankreich einen mächtigen Beschützer beim Reichsoberhaupte haben.“*)

Am 1. Mai ward der Vertrag in Versailles unterzeichnet; am 19. in Wien die Ratification beschlossen. Wie Maria Theresia ausdrücklich in das Protocoll dieser Sitzung eintragen ließ, „hatte sie noch keine Convention in Zeit ihrer Regierung mit so vergnügtem Herzen unterschrieben.“

In den Instructionen für Starhemberg befand sich auch der Entwurf einer Punktation für den geheimen Vertrag, an deren Spitze die Wiedererwerbung Schlesiens und, „eine noch bedeutendere Schwächung Preußens“ von Oesterreich verlangt war. Oder wie es im Protocoll einer Conferenz vom 2. Juni 1756 hieß: „Die Conditionen sine qua non wären 1) die bekannte Declaration, daß respective des Tausches in Belgien Nichts geschehe, als bis zur wirklichen Besitzung von Schlesien und Glatz. 2) Müsse es (Frankreich) nicht allein zur Recuperirung Schlesiens u. s. w., sondern auch zur größten Schwächung des Königs von Preußen concurriren.**)

Nach Sachsen hin erfolgte kurz vorher (1. Mai) der Wink Flemming's: Oesterreich wolle alle seine Kräfte gesam-

*) Flassan histoire de la dipl. française VI. 48—50.

** Die hier erwähnten Urkunden sind zuerst abgedruckt in der Schrift: Einige Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Leipzig. 1841. S. 27. 29 ff.

Digitized by Google

melt und intakt erhalten, um sie gegen Preußen zu gebrauchen, sobald sich die günstige Gelegenheit biete. Sechs Wochen später sprach derselbe Diplomat (16. Juni) seine Ueberzeugung aus, daß Oesterreich seinen „Entwurf zur Wiedereroberung Schlesiens fertig habe."

In Petersburg aber ließ Kaunitz am 22. Mai 1756 durch Esterhazy folgende Erklärung geben*): „Rußland könne versichert sein, daß wir alles mögliche thun würden, um die große Idee auszuführen; daß nicht nur die aufrichtigste Freundschaft, sondern das wesentliche Staatsinteresse nur dazu antrieb, die russische Absicht eben so sehr als die unsrige zu befördern und mit einander zu verbinden; daß Alles, was zu des Königs in Preußen mehrerer Schwächung gereichen kann, vollkommen mit unserem Plane übereinstimme und daß wir hiezu mit Freude die Hände bieten werden." Aber es sei zu dem Allem Frankreichs vorgängige Zustimmung nöthig; d'rum sollte Rußland (damals bekanntlich mit Frankreich noch gespannt) seine Schritte so einrichten, daß Frankreich sich „der großen Absicht willfähriger zeigen und nicht weiters so viele Rücksicht für den König von Preußen hegen werde." Es ist dabei freilich beklagt, daß man kostbare Zeit verliere. „Wir erkennen gar wohl, wie viel an der baldigen und geschwinden Ausführung gelegen sei, damit allen nicht vorherzusehenden Zufällen vorgekommen, und dem Könige in Preußen, wie auch der Krone England, die Gelegenheit benommen werde, sich in rechte Gegenverfassung zu setzen. Allein wenn auch unsere dermalige und in der größten crisi stehende Negociation noch so glücklich gehet, so kann doch solche allem Ansehen nach vor etlichen Monaten nicht zum Schlusse gelangen, und alsdann wäre die Zeit allzusehr verstrichen, als daß noch in diesem Jahre die Armee zusammen-

*) Sie ist gleichfalls in der angeführten Schrift S. 37 ff. abgedruckt.

Digitized by Google

gezogen, in Marsch gesetzet und die Operationen zu gleicher Zeit angefangen werden könnten, daß also diese bis in das künftige Frühjahr ausgesetzt bleiben müßten. Inzwischen würde Alles darauf ankommen, das Spiel recht zu verdecken und den Verdacht, welchen England und Preußen schon gehegt haben, auf die thunlichste Weise zu verhindern, folglich unser Vorhaben bis zum wirklichen Ausbruch geheim zu halten." Allerdings hatte England Verdacht; Lord Holderneß schrieb schon am 11. Juni von einem „höchst ungerechten Plane, dem König von Preußen das mit Gewalt abzunehmen, was ihm auf die feierlichste Weise abgetreten war." *)

Die Lage ist darnach im Sommer 1756 die gewesen: es war Alles in Vorbereitung, aber noch nichts ganz fertig, weder die große Coalition selbst, noch die entscheidende Verständigung über die Vertheilung der preußischen Beute, noch die volle Rüstung zum Kriege. Aber es war dafür auch wieder genug geschehen, um den letzten Abschluß nicht in allzuweite Ferne zu rücken; der Wiener Hof stand diplomatisch beinahe am Ziel, und war militärisch in stiller, stetiger Rüstung, wenn auch noch keineswegs fertig. Schon 1754 war gegen Rußland die Versicherung ausgesprochen worden, daß man im Stande sei, in kurzer Zeit eine bedeutende Heeresmacht an der preußischen Grenze zu sammeln und im Juni 1755 erklärte Kaunitz selbst: „Wir haben, obwohl geheime, doch wirksame Maßregeln ergriffen und Alles so vorbereitet, daß wir, im Fall es nöthig, ohne Verlust eines Tages in's Feld rücken können." In der That war die Armee auf etwa 200,000 Mann, also beinahe das Dreifache von dem Bestand von 1740 erhöht worden; man war in mächtiger Vorbereitung, wenn auch nicht so weit gediehen, wie man es wünschte. Wie der „Oesterreichische Veteran" sagt:

*) Bei Raumer Beiträge zur neueren Gesch. II. 342. 343.

Digitized by Google

„schon über Jahr und Tag war der bevorstehende Krieg in der Armee kein Geheimniß mehr und dennoch wurden wir bei dem Einfall des Königs in Sachsen wie vom Blitze übereilt."

Die Situation Friedrich's hatte ihre großen und mannigfaltigen Schwierigkeiten. Daß dieselben nicht leicht genommen wurden, beweist der Verkehr mit dem britischen Gesandten Mitchell; da wurde die Frage nach allen Seiten hin sorgsam erwogen und alle Eventualitäten erörtert, um Klarheit darüber zu gewinnen, ob Abwarten gefährlicher sei, oder Zuschlagen? Friedrich wußte von dem, was sich vorbereitete, gerade genug, um besorgt zu sein; aber er wußte doch wieder zu wenig, um den wahren Stand der Sache mit vollkommener Sicherheit zu beurtheilen. Seit Mai und Juni versagten ihm zum Theil die diplomatischen Quellen, die er sich erkauft. Dazu kam, daß er sich geraume Zeit noch von dem Gedanken nicht losreißen konnte, Rußland und Frankreich würden nicht so willig zur Vergrößerung der österreichischen Macht die Hand bieten. Er suchte sich in Wien Gewißheit zu schaffen und interpellirte zum ersten Male Ende Juli, zum zweiten Male im August die Kaiserin über den Stand der gegenseitigen Beziehungen. Die erste Antwort war lakonisch und zweideutig, wie ein delphischer Orakelspruch, die zweite hochfahrend und gereizt im Tone, in der Sache ausweichend.*) Wer die Verhandlungen, die damals Friedrich mit England pflog, genau verfolgt, der weiß, daß eine klare und befriedigende Antwort das Schwert in der Scheide halten konnte; aber diese Antwort wollte man in Wien nicht geben. Drum schrieb nachher im September Lord Holderneß: Die Politik des Wiener Hofes ging dahin, den König von Preußen zu zwingen, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen.**)

---

*) Sie ist abgedruckt bei Aster Beleuchtung der Kriegswirren. S. 62 ff.

**) Bei Raumer II. 402.

Digitized by Google

Nach dem letzten Bescheide von Wien war Friedrich entschlossen, dem drohenden Unwetter zuvorzukommen. Warf er sich zunächst auf Sachsen und Oesterreich allein, so war einige Aussicht vorhanden, daß er dieser beiden Gegner Meister ward, ehe die Andern helfen konnten. Leicht nahm er die Sache auch jetzt noch nicht. Selbst nach den Erfolgen von Pirna und Lowositz äußerte er zu Mitchell: Es handelt sich um Sein oder Nichtsein meines Hauses.

Das ist in gedrängtester Skizze der Hergang der diplomatischen Verwicklungen, die dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges vorangingen.

Wir wollen nun, mein Herr, vergleichen, wie sich bei Ihnen die Darstellung dieser Verhältnisse ausnimmt.

„Es war, sagen Sie (S. 213), die Aufgabe der Politik des Kaiserhauses, dem König Friedrich die französische Hülfe für vorkommende Fälle zu entziehen. In Folge von Friedrich's Werbungen und den dabei verübten Gewaltthätigkeiten herrschte gegen ihn eine allgemeine Mißstimmung." (S. 216.) Wenn Maria Theresia den Verlust Schlesiens bedauerte, so sprach sie nur aus, was in ihrer Lage natürlich war. Die französischen Minister dachten nicht an irgend welche Feindseligkeiten der Kaiserin Maria Theresia gegen den Preußenkönig: „Wie sollten sie auch? Es war ja bekannt, daß das Ziel der Kaiserin nur der Friede und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen war." (S. 217.) Vier Monate nach dem Westminstervertrag „schlossen Oesterreich und Frankreich ein Bündniß. Wir haben uns über dasselbe nicht zu täuschen. Es war lediglich zur Vertheidigung. Von der Absicht eines Angriffes auf den Preußenkönig war darin keine Spur." (S. 219.) „Friedrich hatte gerüstet, Oesterreich nicht; er war marschfertig, die Oesterreicher nicht." Aus den „geheimen von Friedrich erkauften Papieren" geht hervor, daß die leitenden Personen in Wien und Dresden alle sehr erbittert gegen den Preußen-

Digitized by Google

könig waren, daß sie gern ihm den Untergang gewünscht, gern seine Länder getheilt hätten. Indessen, um Das zu wissen, bedurfte Friedrich II. nicht einmal dieses nicht gerade ehrenhaften Mittels. Er konnte es bei sich selbst erfragen und erfahren, vermöge des alten Spruches: wie Du mir, so ich Dir." (S. 220.) Aber freilich aus den geheimen Papieren ließ sich etwas machen. Herzberg bewies daraus die Fiction, die er selbst später widerrufen, daß man den König habe angreifen wollen. „Das wird im Interesse Friedrichs II. von den Nachkommen so geglaubt, wie er selbst es haben wollte." (S. 220.) .. „Jedenfalls aber bedurfte man vorher noch irgend eines Scheines." Der König ließ in Wien anfragen und als die Antwort nicht befriedigend war, erklärte er den Krieg. Oesterreich war aber gar nicht gerüstet. „Und dennoch soll dieser selbe Kaiserhof, der also sich überraschen ließ, den Krieg gewollt und beabsichtigt haben, mehr als Friedrich, der vollständig fertig war! Es ist seltsam, in der That höchst wunderbar und seltsam, wenn solche Leute selber glauben, was sie sagen." (S. 221.)

Also lautet Ihre Darstellung der Ursachen des siebenjährigen Krieges. Ueber den Inhalt der zahlreichen Actenstücke beobachten Sie demnach ein discretes Stillschweigen. Von den Verhandlungen mit England, mit Frankreich, mit Rußland, deren Mittelpunkt das Wiener Cabinet war und aus denen seit Jahren ein einziger politischer Gedanke heraussprach, halten Sie es nicht der Mühe werth, Ihren Lesern Kenntniß zu geben. Die eigenen österreichischen Eingeständnisse, wie sie urkundlich aus dem Munde von Kaunitz und Starhemberg vorliegen, werden von Ihnen ignorirt. Von den geheimen Instructionen und Entwürfen, welche den Versailler Vertrag begleiteten, ist in Ihrer Darstellung nicht mit einer Silbe die Rede. „Es war, versichern Sie mit der Miene eines Biedermannes, lediglich zur Vertheidigung; von der Absicht eines

Digitized by Google

Angriffes auf den Preußenkönig war darin keine Spur.“ Wie sollte es auch anders sein? „Es war ja bekannt, daß das Ziel der Kaiserin nur der Friede und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen war.“

Ja Sie haben Recht: „es ist seltsam, in der That höchst wunderbar und seltsam, wenn solche Leute selber glauben, was sie sagen.“

Doch Geduld! Sie haben in Ihrem offenen Brief (S. 30) den Grund für dieses immerhin — ungewöhnliche Verfahren in historischen Dingen ja kurz und bündig angegeben. „Ueber die wichtigen, die entscheidenden Worte des Königs selbst habe ich in meinem Buche alle andern secundären Dinge hintangesetzt.“

Natürlich! Zehnjährige diplomatische Unterhandlungen, ein radicaler Umschwung des politischen Systems, geheime Intriguen, die der bisherige Verbündete, England, als „wilde und ausschweifende Pläne“ bezeichnete, das Geständniß, daß man noch bis zum nächsten Jahre warten und bis dahin Alles thunlichst geheim halten müsse — dies Alles sind nur „secundäre Dinge“, die ein gewissenhafter Darsteller nicht einmal zu erwähnen braucht oder höchstens mit der Wendung abthun kann: „die leitenden Personen seien allerdings sehr erbittert gegen Friedrich gewesen!“

Nur wird sich begreiflicher Weise die Frage nicht umgehen lassen: welches denn die Momente von erstem Rang und entscheidender Bedeutung gewesen sind, wenn das andre Alles nur von untergeordneter Wichtigkeit war?

Der Bescheid, den Sie auf diese Frage geben, ist noch merkwürdiger als Ihr Schweigen über die „secundären Dinge“. Im Juni 1757, nach der Niederlage von Kolin, schrieb Friedrich einen Aufsatz — Apologie de ma conduite — worin er die politischen Vorgänge, welche die Verwicklung von 1756 herbeigeführt, in allgemeinen Zügen zusammenfaßt und sein

Digitized by Google

Verfahren zu rechtfertigen sucht. „Die Königin von Ungarn hatte den Krieg beschlossen und wenn ich länger gewartet hätte, so würde es nur dazu geführt haben, meinem Feinde Zeit zur völligen Rüstung zu geben. Ich mußte zuvorkommen, damit man nicht mir zuvorkam. Wenn ich die Königin von Ungarn von Schlesien her angriff, so fühlte ich die Unmöglichkeit, ihr großes Leid anzuthun und ich gab zugleich Polen und Sachsen, meinem gefährlichsten Nachbar, Zeit, mit Hülfe von Subsidien ein Heer von 40000 Mann aufzustellen. Außerdem, wenn es ein Mittel gab, in Böhmen Erfolge zu gewinnen, so war dies von Sachsen her, wo die Verbindung mit der Elbe und mit der Mark die Mittel gab, sich zu halten. Das waren die wahren Gründe, die mich bestimmt haben, den Weg, den ich einschlug, andern vorzuziehen. Wie konnte ich errathen, daß Frankreich 150,000 Mann in's Reich senden würde! Wie konnte ich errathen, daß auch dies Reich sich erklären, Schweden sich in den Krieg mischen, Frankreich an Rußland Subsidien zahlen, die Engländer Hannover nicht halten, die Holländer sich ruhig durch Franzosen und Oesterreicher einschließen, Dänemark die Russen und Schweden ungestört handeln lassen würde?"*)

Das ist die Stelle, mit welcher Sie die diplomatische Geschichte des vorangegangenen Jahrzehnts todtschlagen oder doch unter die „secundären Dinge" verweisen. „Wenn Sie mir entgegenhalten, sagt Ihr Sendschreiben, daß seit langen Jahren an verschiedenen Höfen Intriguen gegen Friedrich angesponnen wurden, so erwidere ich Ihnen mit den Worten Friedrich's: „wie konnte ich ahnen, daß alle diese Mächte sich gegen mich erklären würden?" Denn, so raisonnirt Ihre zwingende Logik, der König betheuert, daß er nach seiner politischen Berechnung diese Zahl der Feinde ringsum nicht er-

*) Oeuvres XXVII. 3. 283.

Digitized by Google

warten durfte. An diese ausgesprochene Betheuerung knüpft sich mit innerer Nothwendigkeit die nicht ausgesprochene, daß er, wenn er eine so allgemeine Erhebung gegen sich vorausgesehen, anders gehandelt haben würde. Dieses anders Handeln konnte den Umständen gemäß nur darin bestehen, daß er nicht Sachsen überfiel, nicht durch diesen Ueberfall den Frieden brach, nicht durch diesen Friedensbruch die Zahl seiner Feinde vermehrte, und drohende Unwetter gegen sich heraufbeschwor, das heißt mit anderen Worten: Friedrich II. und Niemand anders als er trägt nach seiner eignen Darlegung für Deutschland die Schuld des siebenjährigen Krieges." (S. 241.)

Für die harten Köpfe, denen Dies noch nicht ganz einleuchtend sein sollte, haben Sie noch ein zweites Argument von gleich siegreicher Wucht in Bereitschaft. Der König hat später einmal (1775 oder 1776) einen politischen Aufsatz geschrieben,*) worin er von möglichen Vergrößerungen für Preußen spricht und dazu Sachsen als ein sehr geeignetes Gebiet bezeichnet. Siehe da! Damit ist ja das Geheimniß des Krieges von 1756 enthüllt. „Als der wahre Grund des Krieges erscheint mithin, sagen Sie (S. 234) mit unwiderstehlicher Logik, daß der preußische König Friedrich II. das Sachsenland sich aneignen wollte."

Mein Herr! Ich habe in meiner Beurtheilung Ihres Buches gemeint, es gebe gewisse Regeln literarischer Decenz, die auch der verrannteste Parteischriftsteller nicht ungestraft verletzen dürfte. Einem Autor, sagte ich dort, der bei der Erörterung der Gründe des siebenjährigen Krieges von allen zehnjährigen Umtrieben so gut wie nichts sagt, für den weder die russisch-österreichischen Einverständnisse seit 1746, noch die sächsischen Zwischenträgereien, noch die Jahre lang mit größter

*) Oeuvres IX. 183 ff.

Digitized by Google

Geduld verfolgten Bemühungen des Wiener Hofes um ein französisches Bündniß vorhanden scheinen, der von Kaunitz' Thätigkeit in Paris, von den Berathungen in Wien und von der Bedeutung des dortigen Ministerwechsels so wie von Vielem andern nichts erwähne, einem solchen Autor, meinte ich, „könnte man nur eine unbegrenzte Naivetät oder eine Geringschätzung seines Publikums zutrauen, die etwas von Effronterie an sich habe."

Die letzte Aeußerung scheint Sie gekränkt zu haben (S. 31), und allerdings hätte ich vielleicht besser gethan, das derbe deutsche Wort zu wählen, wofür effronterie nur eine mildernde Umschreibung ist; allein auf die Stärke oder Milde der Beiwörter kommt es überhaupt hier nicht an. Denn um Ihre Manipulationen bei Behandlung der geschichtlichen Quellen und Thatsachen dem verständigen und unbefangenen Urtheil zur Würdigung anheimzugeben, wüßte ich kaum ein wirksameres Mittel, als, wie ich es eben versucht, die erwiesenen Thatsachen („die traditionelle Ueberlieferung" wie Sie das mit sprachlicher und logischer Eleganz nennen) und — Ihre Erfindungen einfach neben einanderzustellen.

„Fortan", sagen Sie von der Zeit nach Kolin in dem hohen Schwung Ihres historischen Stils, „fortan erst trat der Zustand der Dinge ein, in welchem man diesen König so gern zu erblicken pflegt, wie er mit Löwenmuth sich wehrt gegen die Schaaren der Feinde ringsum."

Dieser „Zustand" hat, wie Sie wissen, damals und später manchen guten Deutschen für Friedrich begeistert, auch wenn er äußerlich ins andere Lager gehörte. An diesen „Zustand" hat auch der unvergeßliche Aufruf vom 17. März 1813 wie an ein Vorbild gemahnt, als er das preußische Volk zum letzten Entscheidungskampfe aufrief und mit der Mahnung schloß: „Auch den Untergang dürft ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht leben soll."

Digitized by Google

Der „Zustand", von dem Sie sprechen, gehörte zu den seltenen und furchtbaren Lebensproben, in denen sich die echte Größe von dem Gewöhnlichen und Gemeinen scheidet. Militärische Virtuosität allein reicht in solchen Lagen nicht aus. Dafür haben von den Mächtigen auf Erden gar Manche, zuletzt noch der korsische Imperator, ein sprechendes Zeugniß abgelegt. Denn man kann ein sehr tüchtiger Soldat sein, wie der von Ihnen wiederholt belobte Prinz Heinrich war und doch durch sein Lamento „il nous a plongés dans cette guerre funeste" beweisen, daß man — kein Friedrich ist. Ihn erreichte nach einer stattlichen Reihe fast berauschender Erfolge plötzlich das Schicksal mit den mannigfaltigsten Schlägen; öffentliches und häusliches Leid, Niederlagen auf dem Schlachtfeld, im Hause und unter den Freunden und Jugendgenossen trafen ihn seit Kolin mit erfinderischer Härte. Geist und Mutterwitz pflegt in solchen Lebenslagen nicht lange vorzuhalten; auch die voltaire'sche Philosophie und der Schliff französischer Weltbildung sind kein zureichender Panzer gegen diese Stürme. Der Mann selber muß etwas sein, wenn er in solchen Prüfungen die elastische Kraft des Geistes und Willens ungeschwächt bewahrt, mit jeder neuen Gefahr seine Fähigkeit des Widerstandes steigert, dem Schicksal nicht die unfruchtbare Klage, sondern die thatkräftige Arbeit entgegensetzt. Wer dies unter bitteren Schicksalsproben mit stets neuer Jugendfrische vermag, dabei für das eigene Thun wie für das der Feinde den klaren und sichern Maßstab sich jeder Zeit bewahrt, unter allen Qualen, die den sinnlichen Menschen treffen, in unerschütterlicher Pflichttreue für das Gemeinwohl sich aufrecht hält und der Welt stets die stolze Stirn des unverzagten Helden bietet, den hat man in alten und neuen Zeiten für eine echte Größe geachtet und ihm freudig den Tribut der Bewunderung gezollt.

Der mächtige Eindruck solcher Größe hat auch damals die

Digitized by Google

Mitwelt bezwungen, Freund und Feind, Deutsche wie Ausländer, die Briten wie die Franzosen.

Auch Sie, mein Herr, haben die ungemeine Güte, „anzuerkennen, daß sich Friedrich mit erstaunlichem Geschick und fester Standhaftigkeit durch den Krieg hindurchgesteuert hat"; aber Sie fühlen sich auch zugleich gedrungen, „in kurzen Zügen die Mittel und das Verfahren anzudeuten, durch welche ihm das möglich wurde" (S. 241.). Mit anderen Worten, Sie lassen den zwei Zeilen einer nicht wohl zu umgehenden Anerkennung vierzig Seiten mit Expectorationen folgen, wornach Friedrich seinen Widerstand nur durch höchst bedenkliche, ja verwerfliche Mittel möglich gemacht hat.

Vor Allem gilt es Ihnen die „traditionelle Ueberlieferung" zu beseitigen, als hätten sich für den kämpfenden Helden die idealeren Stimmungen der Nation erwärmt.

Sie haben in Ihrem Buche die Entdeckung gemacht, daß es der Philosoph d'Argens war, der im Dienste des Königs, vermittelst einer Flugschrift, den Religionskrieg verkündigte (S. 243). Die religiösen Meinungen Friedrichs und seines literarischen Freundes werden dann ins Mitleid gezogen, um zu zeigen, daß im Grunde nur ein Paar ruchlose Menschen mit der Religion ein frevelhaftes Spiel getrieben haben. In Ihrem „offenen Briefe" haben Sie den Antheil des Marquis d'Argens etwas modificirt und uns dafür mit einer langen Erörterung beglückt, wonach „weder im Katholicismus noch im positiven Protestantismus ein Moment liegt, welches zur Erhebung der Waffen gegen eine andere Glaubenspartei anreizen könnte"; wonach es ferner „undenkbar und auch niemals geschehen ist, daß die einzelnen deutschen Stämme wegen der Verschiedenheit der Religion mit den Waffen in der Hand auf einander losschlagen" (S. 32). Es ist das nach Ihrer Ansicht nur eine Täuschung der guten, friedfertigen Leute, auf welche jeder Zeit die Eroberer, auch Friedrich, speculirt haben. Sie

Digitized by Google

wollen zwar nicht leugnen, daß auch Viele in ehrlicher Meinung so gedacht haben, weil sie es nicht besser wußten. „Es haben sicherlich auch Viele das geglaubt und thun es noch, auch ungeachtet der bündigsten Darlegungen, weil ja die Augen vieler Menschen sich behaglicher finden im Halbdunkel der Lampe ihrer eigenen Phantasie, als im Lichte der grellen Wirklichkeit". (S. 34).

Wozu die vielen Redensarten mein Herr! Die Thatsache ist und bleibt Ihnen unbequem, daß sich der deutsche Protestantismus mit Friedrichs Sache gleich bedroht und gleich gehoben fühlte. Die „Lampe der Phantasie" hat damit gar nichts zu schaffen, es sind das einfach weltkundige Thatsachen. Ich habe Sie in meiner Beurtheilung schon darauf verwiesen, daß vor dem Kriege und während desselben gerade von gegnerischer Seite Alles geschehen ist, dem Kampfe diese Färbung zu geben. Lange ehe Marquis d'Argens seine Brochüre schrieb, haben Geistliche und Beichtväter gegen den Erzketzer das Feuer geschürt, oder wie einer aus diesem Kreise im April 1757 an Cobenzl schrieb, den Plan eines Kampfes betrieben, „woran der päpstliche Hof schon lange geschmiedet habe." Und daß der römische Stuhl unter Clemens XIII. nicht theilnahmlos blieb, sondern den Kämpfern für die katholische Sache ermunternd zusprach, beweisen die bekannten Actenstücke von 1758. Gleich notorisch ist es, daß man in der Reichsarmee auf die Protestanten nicht zählen durfte, daß es zu offenen Meutereien kam, die aus confessionellem Mißtrauen entsprangen. Ich habe Ihnen dies und noch manches andere in Erinnerung gerufen, namentlich auch die Aeußerung von Graf Pergen an Cobenzl: Je ne saurais exprimer à V. E. quel préjugé regne parmi le peuple protestant en faveur du Roi de Prusse. On dirait que c'est leur Dieu. So circulirten denn auch eine Anzahl Denkschriften und Brochüren, die nicht von d'Argens waren, und welche doch allen Ernstes die Frage prüften, wie weit ein Religions-

Digitized by Google

krieg zu fürchten sei? Als aber in Regensburg die Wiederholung der Praxis aus dem schmalkaldischen und böhmischen Kriege versucht ward — den Gegner zu ächten — hielt es bekanntlich der Corpus Evangelicorum für nothwendig, sich dagegen förmlich zu verwahren, und an diesem Schritte betheiligten sich eine ziemliche Zahl von Reichsstände, die ihre Contingente gegen Friedrich stellten. (Nov. 1758.)

Man kann darüber streiten, wie weit die Besorgnisse der Protestanten begründet waren; ich meinerseits bin nicht darüber im Zweifel, daß wenn Friedrich erlegen wäre, der „positive" Protestantismus so gut, wie die gesammte Geistesentwickelung der Nation, die auf protestantischem Grund ruhte, den Rückschlag schwer hätte fühlen müssen. Das schienen auch die Zeitgenossen gefürchtet zu haben, und ich dächte sie hatten wohl einige Ursache dazu, wenn sie auch nur an die frühere Geschichte und an die althabsburgische Tradition sich erinnerten. Was Friedrich II. und seine literarische Genossenschaft persönlich für eine Glaubensansicht hegten, ist eben darum für diese Thatsache ohne alle entscheidende Bedeutung. So wie es unter den Mitlebenden von Lessing bis Göthe als eine unbestrittene Sache galt, daß Friedrichs Existenz und seine Thaten das jugendliche Aufblühen unserer nationalen Bildung mächtig gefördert, obwohl von ihnen keiner behaupten konnte, daß des Königs Persönlichkeit von dieser neuen Bildung näher berührt war; so ist auch sein Erfolg die Beseitigung einer mächtigen Gefahr für das protestantische Leben in Deutschland gewesen, ganz abgesehen davon, ob seine individuelle Ansicht orthodox oder voltairisch war. Und war es etwa nur der deutsche Protestantismus, der davon berührt ward? Was wurde aus Deutschland, aus seinem Gebiete und aus seinem nationalen Leben, wenn die Coalition von 1757 siegte? Wenn die Russen in Ostpreußen, die Franzosen am Niederrhein und in Belgien sich festsetzten, die Schweden ganz Pommern erlangten? Selbst

Digitized by Google

der westphälische Friede war voraussichtlich für das deutsche Volk kein so tödtlicher Stoß, wie der Friede, den diese Sieger ihm auferlegten.

Daß es dazu nicht gekommen ist, war Friedrichs Verdienst. Darum war man, wie Göthe sagt, auch dort „fritzisch gesinnt", wo man sagte: was geht uns Preußen an? „Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte", sagt der Altmeister selbst, trotz der gut kaiserlichen Umgebung, aus der er geboren war und in welcher er aufwuchs. Ja die Persönlichkeit des Königs! Wie stattlich auch die militärischen Erfolge, wie glänzend die Heldenschaar der Schwerin, Seydlitz, Zieten u. s. w. waren, es trat das doch Alles zurück vor dem Einen, den kein Unfall beugen, keine Niederlage vernichten konnte, der unerschöpflich schien an Hülfsmitteln, der unsere so oft verspottete deutsche Schwerfälligkeit und Langsamkeit im Entschlusse durch Thaten widerlegte, der über Alle schließlich als der Geschicktere und Schlauere nicht blos, auch als der Unbeugsamere und Unverzagtere emporragte!

Das fühlte man weithin in Deutschland und freute sich doppelt, wenn seine Ueberlegenheit den frechen Uebermuth zugleich züchtigte und dem Gelächter preisgab. Es ist das, mein Herr, unter anderm bei Roßbach geschehen. Darum habe ich Sie in meiner Beurtheilung darüber persiflirt, daß Sie meinten, es werde an der nationalen Bedeutung dieses Sieges das Mindeste dadurch geändert, daß Friedrich gewünscht hat, die Franzosen möchten überhaupt die Coalition verlassen. Darum ist es mir beinahe spaßhaft erschienen, daß Sie sich die undankbare Mühe geben, am Tag von Roßbach zu mäkeln, dafür aber eine Zähre der Entrüstung dem Dr. April, dem vor die Thüre gesetzten Notar des h. römischen Reichs, nachzusenden. Sie haben vielleicht einmal bei Göthe gelesen, welche Aufnahme noch 1764 der brandenburgische Gesandte Baron Plotho, der

Digitized by Google

die Execution an dem armen Notar vorgenommen, in Frankfurt bei der Kaiserkrönung fand. Obwohl er sich, erzählt Göthe, durch eine gewisse Spärlichkeit in Livreen und Equipagen auszeichnete, so waren doch Aller Augen auf ihn gerichtet, wo er sich zeigte. „Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte."

Das war die Empfindung, welche die junge Generation über die Reichsverfassung und die ihr zugefügte Beschimpfung erfüllte; sie erbaute sich an der lebendigen Größe des Mannes und verspottete ohne Mitleid und ohne Pietät das Schemen ausgelebter Formen. Sie irren sich, mein Herr, wenn sie annehmen, ich hielte es für eine ganz absonderliche Heldenthat, einen Menschen vor die Thüre zu werfen; das nicht, aber daß mit dem Vertreter des h. römischen Reichs so etwas ungestraft nicht bloß geschehen konnte, sondern daß noch sieben Jahre nachher die Mitlebenden Bewunderung und Schadenfreude darüber empfanden, die Thatsache schien mir allerdings der Betrachtung werth, weil sie treffender als lange Schilderungen das eiskalte und erstarrte Wesen der alten Reichsformen zeichnet. Oder wie Schlosser sagt: es war für die deutsche Nation betrübend, daß sie erst auf Napoleons Despotie warten mußte, um einer Verfassung entledigt zu werden, die ein preußischer Gesandter so wenig achtete, daß er den Notar wie einen Gassenjungen behandelte. Die verspätete Rettung, die Sie an Dr. April versuchten, übte darum überwiegend eine komische Wirkung auf mich und ich könnte nicht sagen, daß dieser Effect durch den Anflug von moralischer Entrüstung, den Ihr „offener Brief" (S. 36) verräth, irgendwie geschwächt würde.

Um indessen zu beweisen, daß der Vorwurf der Parteilichkeit gegen Sie nicht begründet ist, scharren Sie auf S. 36 Ihres offenen Briefes drei ganze Sätze aus Ihrem Buche zu-

Digitized by Google

sammen, welche den König loben. Zuerst die schon erwähnte Stelle, worin sein Geschick und seine Standhaftigkeit im Kriege anerkannt wird; dann einen Satz über die Zeit vor der Schlacht bei Leuthen, wo nach Ihrem Zeugniß „Friedrich auf der Höhe seines militärischen Ruhmes stand", schließlich die Bemerkung, daß der letzte Sieg „hauptsächlich durch das überlegene Geschick des Königs selbst" errungen ward.

Ich hatte schon früher Gelegenheit zu bemerken, daß es eine irrige Voraussetzung ist, wenn Sie glauben, ich wolle ein lobendes Urtheil über Friedrich von Ihnen erpressen. Ich darf Sie vielmehr aus dem Grund meines Herzens versichern, daß es mir für das historische Andenken des großen Königs ziemlich indifferent erscheint, ob Sie ihn loben oder nicht. Ihre Meinung, mein Herr, lasse ich Ihnen vollkommen frei; mein Widerspruch gilt nur der Methode, die mit der Prätension kritischer Forschung auftritt und doch lediglich die Geschichte zu Gunsten eines Parteizweckes mißhandelt.

Mit Ihren drei Stellen kargen Lobes für Friedrich ist darum für denjenigen gar nichts gesagt, der die ganze Art und Weise Ihrer Behandlung kennt. Während Sie die Großmuth haben, dem „Geschick und der Standhaftigkeit des Königs" Ihre Anerkennung nicht zu versagen, suchen Sie zugleich mit größter Anstrengung Alles hervor, was ihn im Uebrigen herabwürdigen und gehässig machen kann. Vor Allem gehen Sie allem Detail, das den König in seiner Ueberlegenheit zeigen kann, scheu aus dem Wege. „Wozu ist es nöthig, den Kriegshändeln nachzugehn" (S. 121) lautet Ihre Ausrede. „Wir bekümmern uns nicht um die Anzahl der Regimenter und Kanonen, sondern um die moralischen Kräfte, die im Kriege thätig waren" (S. 253). Diese Prüfung der moralischen Kräfte besteht denn vor Allem in der Behauptung, daß es im siebenjährigen Kriege an jeder Begeisterung gefehlt, daß diese „schauerliche Zeit" daran so arm oder noch ärmer war,

Digitized by Google

als der dreißigjährige Krieg.“ Sie können zwar nicht umhin, der berühmten Ansprache des Königs vor der Schlacht bei Leuthen zu gedenken, worin er seinen Officieren die Wahl ließ, ihm zu folgen oder ihren Abschied zu nehmen; Sie glauben aber gleich dabei bemerken zu müssen, daß der „moralische Muth in solcher Lage den Abschied zu fordern in Wahrheit stärker gewesen sein müßte, als etwa die natürliche Feigheit, die einen solchen Wunsch eingegeben hätte.“ (S. 256) Sie sind überaus schweigsam über die großen und heroischen Momente des Kriegs, aber die unvermeidlichen Härten desselben, die Contributionen, die Bedrückungen, die Münzverschlechterung werden wie das Wesentliche und Wichtigste breit dargelegt. Denn das sind ja die „moralischen Kräfte,“ die darin thätig waren! Von der Hingebung und dem Heldengeist, der die Armee des Königs belebte, schweigen Sie; wo aber irgend ein unmuthiges oder strafendes Wort von ihm überliefert ist, so wird es nachdrücklich hervorgehoben, daß er seine Soldaten „Schurken und Cujone“ nannte. Es war nach Ihrer Ansicht überhaupt nicht der Wetteifer, was diese Truppen belebte; das beweist Ihnen schon des Franzosen Guibert Zeugniß; andere Zeugnisse von preußischer Seite wiegen dagegen nichts, denn, sagen Sie, „in den Ländern des Preußenkönigs dürfen wir nach einem Zeugniß nicht suchen; bei dem erstaunlichen Mangel an allem wahren Selbstgefühl unter Friedrich II. hätte keiner gewagt, anderer Meinung zu sein, als der Herr und Meister.“ (S. 258) Wenn Friedrich die Lage als trüb und hoffnungslos betrachtet, so deuten Sie an (S. 247), wie daran „der innere nagende Vorwurf seinen Theil hatte, daß lediglich er selbst die Schuld trage an dem unendlichen Jammer, der über ihn und um seinetwegen über die Millionen der Unschuldigen kam.“ Oder Sie rühmen den kleinmüthigen Vorschlag, sich durch die Rückgabe von Schlesien mit dem Kaiserhause auszusöhnen in den Worten: „es war ein Vorschlag, der den inneren Frieden, die

Digitized by Google

Ruhe und Sicherheit von Deutschland neu befestigt hätte." (S. 247). Wenn aber Göthe, dem darüber wohl ein Urtheil zustand, die Ansicht ausspricht, „erst mit den Thaten Friedrichs im siebenjährigen Kriege sei der rechte Inhalt in die deutsche Poesie gekommen," so erscheint Ihnen das keineswegs als „ein Beweis des Gegentheils" Ihrer Ansichten. (S. 254.) Auch Lessings Minna von Barnhelm beweist nichts für die Wirkung auf das nationale Bewußtsein, denn dieselbe „steht in sehr starkem Gegensatze zu den Neigungen des Königs"! Die Wirkung der Schlacht bei Roßbach können Sie zwar nicht ganz in Abrede stellen, aber das „war ja eine Schlacht, die Friedrich II. nach seinem Sinne lieber ungeschlagen gelassen hätte." (S. 254)

Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich bereits in meiner Beurtheilung sagte: ich halte das für eine Mißhandlung der Geschichte. Dies ängstliche Aufspüren jedes scheinbaren oder wirklichen Fleckens, dies Nergeln und Rupfen an allem Großen und Bedeutenden, diese kläglichen Randglossen und Einwände, auch wo die Thatsachen deutlich genug sprechen, um Ihrer Erläuterung nicht zu bedürfen, dies verlegene sich Wenden und Drehen, um wo möglich dem Manne und seinen Thaten eins anzuhängen, dies Alles hat mir das Wort abgenöthigt: „Alles habe seine Grenzen, auch eine deutsche Geduld." Es thut mir leid, daß ich von dieser Wahrheit, die Sie verdrossen zu haben scheint, nicht ein Jota zurücknehmen kann. Denn ich bin in der nicht eben beneidenswerthen Lage, in der sich wohl nur wenige Menschen befinden, Ihr Buch zweimal durchgelesen zu haben; ich habe daher wohl ein Recht, wo es sich um deutsche Geduld handelt, mitzureden.

Gegen Ihre Schilderung von Friedrichs innerer Verwaltung hatte meine Kritik die Bemerkung gemacht, daß dieselbe im Ganzen dem früheren gleiche: sie gebe Schatten ohne

Digitized by Google

Licht. In ihrem „offenen Briefe" berufen Sie sich darauf, daß dieselbe „zu einem bedeutenden Theil" auf Actenstücken beruhe und rufen mir höhnisch zu: „Hätte es doch Ihnen gefallen, das fehlende Licht uns anzuzünden." (S. 38.)

Gestatten Sie mir zunächst, Ihnen in gedrängten Zügen das Bild in's Gedächtniß zu rufen, das Sie von Friedrichs innerer Thätigkeit entwerfen. Vor Allem bezeichnen Sie als den Zweck, als den „realen Gehalt" aller seiner friedlichen Thätigkeit — den Krieg und zwar den Krieg gegen Oesterreich. (S. 144.) Dann behaupten Sie, in seinen friedlichen Erwerbungen und Colonisationen dürfe man keineswegs „eine besondere Fürsorge für den Ackerbau seiner Unterthanen erblicken;" vielmehr sei das Manufacturwesen von Anfang an die Tendenz des Königs gewesen (S. 161). Auch habe er die bäuerlichen Lasten nicht nur nicht erleichtert, sondern eher drückender gemacht und es sei „nach aller Wahrscheinlichkeit die Lage des deutschen Landmannes, der dem Hause Hohenzollern unterthan war, im Frieden niemals vorher oder nachher so elend und so kläglich gewesen, wie unter Friedrich II." (S. 162.) Der Gedanke, der „das ganze Walten des Königs durchdringt, war nach Ihrer Ansicht die Population" (S. 164). Daß die hereingezogenen Colonisten brave und fleißige Leute waren, ist nach Ihrer Versicherung, die sich auf Dohms Angabe stützt, nicht die Regel gewesen; die „Mehrheit war vielmehr Gesindel aller Art." Friedrich ließ sich außerdem durch falsche Tabellen von Hertzberg täuschen; mit seinen Monopolen hat er bereits bestehende Erwerbsquellen abgegraben; die erwähnten Grundsätze dehnten sich bei ihm nicht nur auf das wirthschaftliche Leben, sondern auch auf die Gebiete der Wissenschaft und Kunst aus. (S. 172.) Friedrich wollte den Handel commandiren, wie er sein Regiment commandirte." (S. 178.) Sein Hang „zum Verbieten nach seinem Sinne und seiner mangelhaften Kenntniß war das Verderbliche" . . . der Credit wurde im Keime

Digitized by Google

geknickt und einen eigentlichen Großhandel konnte es unter Friedrich II. nicht geben." (S. 175.) Seine Canalbauten sollten freilich den Handel fördern; ob aber „wirklich der Erfolg der Absicht entsprach, ist eine andere Frage." Er hätte wohl gern den Handel blühend gesehen, „wenn sein Finanzsystem, sein Princip des Sammelns für den Krieg dem Handel eine Möglichkeit des Gedeihens offen ließ." (S. 177.) Zwar sind Sie so freundlich und ziehen die gute Absicht des Königs, dem Lande nach dem Kriege wieder aufzuhelfen, nicht in Zweifel, ja Sie geben zu, daß er Saatkorn schenkte, verbrannte und verödete Wohnungen wieder aufbaute und Geldvorschüsse gab; dabei „trat jedoch der Adel voran" (S. 312). Auch „bekümmerte sich der König um den Ackerbau nicht; das Losungswort war Fabriken" (S. 313). Die von Alters her blühende Industrie erhielt keine Unterstützung; und was er neu einrichtete, „kostete dem Staate nur unermeßliche Summen und brachte diese Kosten nicht wieder" (S. 314). Ein Beispiel, das Sie anführen, muß „statt aller genügen." Daran reihen Sie die bekannten Klagen gegen Salz- und Tabaksregie, gegen die Kaffeesteuer und die französische Regie; wenn sich etwa ein Widerspruch gegen das verkehrte System erhob, so standen dafür „die Thore von Spandau offen." Auch dafür muß ein Beispiel statt aller genügen. Nicht nur vor 1756, sondern auch später, in den siebziger Jahren, ist Friedrichs einziger politische Gedanke — der Krieg gegen Oesterreich gewesen. (S. 343, 457.) Dasjenige Land, „welches durch Elend und Bettelei vor allen andern deutschen Ländern ohne Ausnahme hervorragte, war die Kurmark Brandenburg." (S. 460.) Die Bevölkerung der Monarchie hat sich nicht allein nicht vermehrt, sie ist sogar hinter der naturgemäßen Vermehrung zurückgeblieben und zwar vor Allem durch die in aller Beziehung überspannte, regulirende, fiscalische, inquisitorische Staatsverwaltung. Nicht blos ward die natürliche

Digitized by Google

Population gehindert; die Menschen flohen (S. 464). Des Königs „Geben war vielleicht eben so schädlich, wie sein Nehmen. Aber so hing es zusammen mit der innersten Natur Friedrichs, mit der Grundanschauung seines Lebens. Glauben an die moralische Kraft der Menschen hatte er nie gehabt; und weil er diesen Glauben nicht hatte, so konnte auch in ihm nicht der Gedanke erwachsen, daß sein Schenken die moralische Kraft der Menschen ertödte." (S. 466.)

Ich habe die Hauptzüge aus einem Gemälde hervorgehoben, von dem Sie selbst nicht bestreiten, daß es Schatten ohne Licht ist. „Hätte es Ihnen doch gefallen, sagen Sie, das fehlende Licht anzuzünden."

Es bedarf dazu, mein Herr, meiner bescheidenen Bemühungen nicht; dies Licht scheint mir vielmehr längst angezündet und ich habe nicht den Eindruck empfangen, als wenn es durch Sie verdunkelt wäre. Gegen das System des Schutzes und der Prohibition hat sich zwar bereits bei Friedrichs Lebzeiten eine lebhafte Opposition erhoben; nach seinem Tode hat dieselbe in dem bekannten Buch von Mauvillon und Mirabeau einen sehr scharfen Ausdruck gefunden und seit der Katastrophe von 1806 ist jenes System mit erhöhter Bitterkeit angegriffen und ihm ein Theil der früheren Mißstände zur Last gelegt worden. Indessen ist zunächst nicht zu übersehen, daß jene Maximen mit mehr oder weniger Modificationen die allgemein herrschenden in Europa waren und ein guter Theil der Rechnungsfehler und Belästigungen, die sich aus dem Schutzsystem ergeben, sind damals allerwärts heimisch gewesen. Sie wissen ohne Zweifel, daß auch in dem freien England die Acciseбeamten zu jeder Stunde in die Wohnungen der Kaufleute und Fabricanten eindringen konnten um gewisse Waaren zu untersuchen und nachzuwiegen; war irgend etwas mehr vorhanden, als die Acciseregister auswiesen, so folgten schwere Strafen. Wie ein britischer Parlamentsredner damals klagte: gleich wie

Heuschrecken ins alte Egypten, so sind sie in unsre Häuser, ja in unsre Schlafkammern gedrungen und bald werden sie auch in unsre Oefen kriechen; wir werden den Tag noch erleben, wo man kein Brod wird auf den Tisch bringen können, ohne einen Erlaubnißschein von der Accise zu haben.

Wiewohl sich nun solche Klagen aus allen Theilen Europas anführen ließen, so ist es dennoch zweifelhaft, ob damals im Großen und Ganzen ein anderes System zu wählen war. Ob namentlich in der Lage, wie sie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege bestand, bei dem Mangel an materiellem und geistigem Capital, an Geschicklichkeit und an regem Fleiß, auf dem Weg der Freiheit viel zu erreichen war, ist sehr die Frage. Ob nicht vielmehr als Uebergang die Zeit straffer Bevormundung mit ihren Beschränkungen und ihren Prämien, mit ihren Verboten und ihren Ermuthigungen, mit ihrer Alles überwachenden Aufsicht aber auch ihrer thatkräftigen Unterstützung — ob diese Zeit nicht nothwendig war, um für die Zukunft ein selbständiges Gedeihen möglich zu machen, diese Frage ist wie Sie wissen, im achtzehnten und in unserem Jahrhundert häufig aufgeworfen und je nach den individuellen Standpunkten bejahend oder verneinend beschieden worden. In der Regel hat man aber anerkannt, daß des Königs allseitige persönliche Fürsorge, die Raschheit seines Geschäftsgangs, seine Abneigung gegen Pedanterie und trägen Schlendrian, seine Strenge gegen unfähige und unwürdige Beamte ein mächtiges Correctiv war gegen die Mängel des Systems.

Für Sie, mein Herr, existirt indessen nur ein Urtheil und eine Meinung. Das Schutz- und Prohibitivsystem war unbedingt verderblich; es hat in Preußen die Kräfte nicht angespornt, sondern gelähmt; es war lediglich eine fiscalische Quälerei, die nicht nur jedes Erfolges entbehrte, sondern sogar die allergrößten Nachtheile für die Gesammtheit mit sich führte.

Digitized by Google

Nach Ihrer Behauptung sind alle diejenigen Gewerb- und Industriezweige, die Friedrich unterstützte, nichts als eine finanzielle Last für den Staat gewesen; es gediehen nur die von alter Zeit her blühenden, für welche die Regierung nichts that. Dem widerstreiten indessen die statistischen Angaben der preußischen Quellen; dieselben führen eine beträchtliche Zahl von Industriezweigen auf*), die neu gegründet wurden und zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangt sind. Sie zählen uns Gewerbe auf, die heute noch in Preußen blühen und die ihren Ursprung von Friedrichs Anregung ableiten.

Sie behaupten ferner, die Cultur des Landes habe nicht zugenommen; dem widersprechen gleichfalls die Quellen von Friedrichs Geschichte; dieselben nennen uns in langer Reihe alle die urbar gemachten Landstriche, die ausgetrockneten Sümpfe, die neu angebauten Wüsteneien, die in den alten Provinzen, wie in Schlesien und in Westpreußen durch den König der Cultur gewonnen worden sind. Jene Quellen berechnen diese friedlichen Eroberungen auf mehrere hunderttausend Morgen, die aufgewendeten Kosten auf viele Millionen Thaler.

Nach Ihrer Versicherung sind die Colonisten zum größten Theil „Gesindel", die Colonien eine Art Landplage gewesen. Dem Zeugniß Dohms, auf das Sie sich berufen, stehn aber andere Zeugnisse von Mitlebenden direct entgegen. Nölbechen z. B. behauptet, daß von den Colonisten im Niederoderbruch, über 1200 Familien an der Zahl, „kein Einziger seine Stelle und das neue Vaterland" verlassen habe. „Traf es sich jedoch, sagt derselbe, daß hier oder da eine Familie die angewiesene Stelle wieder verließ, auswanderte oder sonst strafbar ausschweifte, dann mußte dies gleich gegen Friedrichs Bevölkerungs-

*) Vergleiche z. B. Rödenbeck Finanzsystem Friedrichs des Großen. S. 72 f. 80 ff.

Digitized by Google

syſtem ein gültiger Beweis ſein und alle Coloniſten waren Bettler, Landſtreicher und Ruheſtörer."

Sie behaupten ferner, es ſei in Friedrichs Walten keineswegs „eine beſondere Fürſorge für den Ackerbau" zu erblicken, ja er habe ſich „um denſelben nicht bekümmert." Dem ſtehen aber wieder die Quellen und Urkunden entſchieden entgegen. Wer die Cabinetsordres des Königs durchlieſt, wird finden, daß innerhalb des einmal gültigen Syſtems der Fürſorge und Bevormundung das Aeußerſte an Thätigkeit geleiſtet ward. Wir leſen da zunächſt von Anlagen, Urbarmachungen, Coloniſationen und finden dafür Summen angewieſen, die bei der herrſchenden Sparſamkeit großartig zu nennen ſind. Wir finden den König thätig für Verbeſſerung des Bodens und der Cultur, für Eindämmung von Flüſſen, für Austrocknung von Sümpfen; wir hören von Austheilung von Brod- und Saatkorn, von Verbeſſerung der Schafzucht. Wir vernehmen, daß er bei Mißernten, Viehſchäden, Waſſersnoth hilfreich eingegriffen; wir leſen von Prämien die er ausgetheilt für Einführung der Stallfütterung, Anbau der Futterkräuter, Anlegung von lebendigen Zäunen und Hecken, Obſt- und Bienenzucht, verbeſſerte Düngung; wir finden zweckmäßige Creditanſtalten errichtet zur Unterſtützung der Grundbeſitzer.

Nach Ihrer Meinung iſt „aller Wahrſcheinlichkeit nach" der Zuſtand des Landmanns in dieſem Staate weder vorher noch nachher je ſo troſtlos geweſen, wie unter Friedrich II. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mir dieſe Anſicht „aller Wahrſcheinlichkeit" zu widerſprechen ſcheint, denn es iſt weltkundig, daß gerade der Bauer mit beſonders lebhafter Hingebung an Friedrich hing, die Laſt des furchtbaren Krieges mit bewunderungswürdiger Zähigkeit ertrug und in ſeiner Bedrängniß noch dem König ſeine Söhne und ſeine Steuern ins Feldlager lieferte. Wäre dem nicht ſo geweſen, ſo bliebe die heroiſche Spannkraft des Landes während der ſieben Jahre, wo der Feind oft genug den größeren

Digitized by Google

Theil des Landes besetzt hatte, ja die Monarchie manchmal fast nur noch im Lager war, ein ebenso unbegreifliches Räthsel, wie die eifrige preußische Gesinnung, die in erstaunlich kurzer Zeit auch die neu erworbenen Gebiete, namentlich Schlesien, erfüllt hat.

Eben darum kann ich mich auch nicht davon überzeugen, daß durch dies Alles die „moralische Kraft der Menschen ertödtet worden sei." Ich finde vielmehr bei vielen Zeitgenossen das übereinstimmende Zeugniß, daß eines der größten Hindernisse, die Friedrich vorfand, die Trägheit, der Mangel an frischer anpackender Arbeitslust und das Festhalten an den alten Schlendrian gewesen ist. Für solche Zustände scheint mir die unermüdliche, anspannende und treibende Thätigkeit einer Alles bewachenden und Alles leitenden Regierung das einzige Heilmittel zu sein, und es ist denn auch in Preußen damals und später nicht bezweifelt worden, daß die Wirkung des Regiments in dieser Richtung eine sehr wohlthätige war. Ich verstehe sehr wohl, daß als einmal der rastlose Meister, der das Uhrwerk trieb, nicht mehr leitend an der Spitze stand, die Mängel der Maschine überall hervortraten und daß man dann nach einer furchtbaren Katastrophe inmitten einer inzwischen völlig umgestalteten Welt nicht mehr geneigt war, in die alten knappen Formen zurückzukehren; aber das ändert nichts an der anregenden und befruchtenden Folge, die das für seine Zeit gehabt hat. Wie Schleiermacher in seiner akademischen Rede von 1817 sagt: „Die Formen und Maximen waren nicht selbst, sondern das Resultat auf der einen Seite seiner Zwecke und seiner Persönlichkeit, auf der andern Seite aber auch des Zustandes, in welchem sein Volk sich befand und den er nur zu genau kannte, da es erst durch ihn das Gefühl seiner wahren Bedeutung erhielt und aus seiner geistigen Betäubung geweckt ward."

Doch ich eile zum Schlusse. Das gleiche Gepräge ein-

Digitized by Google

seitigen Anklagens, wie die bisherbesprochenen Parthien trägt jeder einzelne Abschnitt Ihres Buches. In diesem Sinne haben Sie eine lange Ausführung gegen die Toleranz Friedrichs eingeflochten, die freilich das Eine nicht widerlegt, was sie widerlegen sollte: den sehr bestimmten Gegensatz, worin sich das Preußen Friedrichs II. in Sachen der Duldung zu sämmtlichen übrigen Staaten Europas befunden hat. So haben Sie die Stellen, die ich von des Königs Ansicht über die nationalen Vorzüge der Deutschen angeführt, zwar nicht widerlegen können, aber Sie wissen sich als geschickter Mann doch darüber wegzuhelfen. In seinem Antimachiavell und in andern Stellen seiner Schriften hat Friedrich ja Meinungen ausgesprochen, denen seine Thaten widersprachen; also „verhält es sich auch ähnlich mit seinen Worten über die deutsche Befähigung zum Geistesleben und dem, was er für dieselbe that." Wenn ich Ihnen vorwarf, daß Sie an der Regententhätigkeit Friedrichs nur kleinlich zu mäckeln wissen, ohne das Wesentliche und Ganze zu schildern, oder daß Sie für sein gesetzgeberisches Walten, für seine Reform des Gerichtswesens und für die freiere Stellung, die er der Rechtspflege gab, in Ihrem Buche keinen Raum finden, so haben Sie es für gut gehalten, in Ihrem „offenen Briefe" über diese und ähnliche Punkte einfach zu schweigen. Wenn ich Ihnen aus Ihren eigenen Worten bewies, daß Sie nicht mit gleichem Maße messen, insofern Sie bei Friedrich die Allianz mit Frankreich aufs bitterste verdammen, bei Maria Theresia sie ganz in der Ordnung finden, so haben Sie auch dafür kein Wort der Entgegnung. Wenn ich Ihnen ferner vorhielt, daß Sie auf der einen Seite des Königs Verhältniß zur Czarin mit den übertriebensten Farben schilderten, ihn wie einen „demüthig Flehenden" zeichnen, und ihm vorwerfen, er habe durch sein Bündniß neue Schwächung, neue Entwürdigung über das deutsche Reich gebracht, während Sie dagegen Oesterreichs Anschluß an Rußland ein „natürli-

Digitized by Google

ches Bestreben" nennen, (S. 376, 377) so haben Sie auch darüber in Ihrem „offenen Briefe" eine kluge Zurückhaltung beobachtet.

Nach dem Allem hat Ihr „offener Brief" den Muth zu versichern: „ich habe Friedrich nicht geschmäht". Und doch haben Sie gleich bei der Jugendgeschichte des Königs die Betrachtung vorangeschickt: „der Stamm der früh gebogen sich hat krümmen müssen, bleibt krumm." Und ebenda hinzugefügt, daß die allzuharte Zucht zwar einen eigenwilligen, nicht aber einen selbstständigen Charakter entwickle, und daß die Waffe des Schwachen dem Starken gegenüber List, Verschlagenheit, Unwahrheit, Lüge sei. (S. 34, 35.) Sie haben an früher besprochenen Stellen versichert, daß sein „Anspruch auf männlichen Muth und Ehrenhaftigkeit offenbar gering sei"; und zugleich erklärt, Friedrich habe sich schon als „junger Mann von allen den Banden gelöst, welche den Menschen mit der Menschheit verbinden." (S. 49, 56, 80.) Sie haben seinen Angriff auf Schlesien „einen unerhörten Frevel genannt", dem „die Gründe des Rechts und der Ehre" widersprachen; Sie haben das Wort Friedrich Wilhelms I. citirt: „das müsse ein Cujon von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus halte." (S. 107, 116, 118.) Sie haben ferner gesagt, daß er und er allein es war, der Deutschland spaltete; daß er, „dessen Seele sich früh gelöst von allen heiligen Banden der Pietät, das Reich dem Phantome seines hohlen Ruhmes geopfert habe." (S. 108.) Sie haben alles vergossene Blut, womit er den deutschen Boden gedüngt, ihm zugerechnet, die Urbarmachung des Oderbruchs als seine einzige Eroberung bezeichnet, „die nicht besudelt war, mit Blut und Fluch und dem Verderben der Unschuldigen"; (S. 108, 161) und im Weiteren hinzugefügt: „Blut ist ein ganz besonderer Saft zum Kitten und zum Trennen." (S. 191). Auch ist die Bemerkung von Ihnen, daß er zwar nicht ohne

Digitized by Google

Gefühl gewesen sei, daß aber sich dasselbe nur seinen Hunden zugewendet (S. 187). Ebenso die Behauptung, daß die „Eßgier" die hauptsächliche Ursache seiner körperlichen Leiden war und daß er „in sich etwas von der Art des Vitellius entwickelt habe." (S. 480.) Auch haben Sie seine Todesstunde mit der Bemerkung begleitet: „das Letzte, wofür Friedrich II. Interesse an den Tag gelegt hat, ist sein Hund." (S. 481.)

Das Erste und Letzte, wofür Friedrich gelebt hat, war das Wohl seines Staates. Ihm widmete er sein Denken und sein Thun in einem Umfang und mit einer Ausdauer, wie es niemals ein Fürst auf Erden in höherem Maße gethan hat. Er that das in einer Zeit, wo die Nachahmung des versailler Königthums den deutschen Boden noch weithin beherrschte, wo die moralische Unwürdigkeit der Regierenden, die Servilität der Regierten, das Beispiel höfischer Verschwendung und Frivolität, die Trägheit und die Feilheit der Beamtenwirthschaft nicht nur allen politischen Aufschwung lähmte, sondern auch den sittlichen Kern unseres Volkslebens anzugreifen drohte. In solcher Zeit stellte er an sich selber ein gewaltiges Beispiel von Pflichtgefühl und Resignation im Dienste des Staates auf, theilte den gleichen Geist seinem Volke mit, und erzog es zu der Strenge und Sparsamkeit, die ihn selber erfüllte. Mit einer sinnlichen und genußliebenden Natur war er in das Leben eingetreten, eine leichtfertige Philosophie der Welt hatte sein jugendliches Denken beherrscht, unnennbar bittere Erfahrungen ihm die reine Freude der Jugend zerstört, ihn zur Härte und Menschenverachtung großgezogen. Was ihm persönlich theuer war von Verwandten, Freunden, Waffengefährten, das raffte der Tod hinweg, bevor er die Höhe des Mannesalters überschritten; er war vereinsamt in seinem Hause und in seiner Familie, und entbehrte fast alles dessen,

Digitized by Google

was eine feine und genußfähige Natur befriedigen kann. Aber je mehr ihn so alles verließ, was einst der Wunsch seines Lebens gewesen, desto ausschließlicher gab er sich der Gesammtheit hin, und indem er von allen Andern forderte, daß sie in unbedingter Hingabe diesem Staate dienen sollten, gab er zuerst an sich selber dafür das größte Exempel.

Das haben die Mitlebenden bewundernd anerkannt, weithin bis in ferne Lande; am dankbarsten die Nation, aus der er hervorgegangen, und für welche der Glanz und die Größe solch eines Lebens nicht verloren war. Nach langer Oede war diesem Volke wieder ein Stück denkwürdiger Geschichte zu Theil geworden und eine Persönlichkeit, an der die Welt hinaufsah, ein Fürst, der durch Kraft und durch Schlauheit, durch geistige Vielseitigkeit und durch die eiserne Energie seines Willens die Feinde niederwarf und den Ruf deutscher Schwerfälligkeit und Dumpfheit in Thaten beschämte. Drum hat die junge Generation, deren erstes Aufblühen eben mit der Höhe seines Ruhmes zusammentraf, durch ihn sich gehoben und gespornt gefühlt, und der größte unter ihr hat es ausdrücklich anerkannt, was sie dem König und Helden verdankte.

Dies gewaltige Daseyn in seiner Größe und seinen Schwächen zu schildern, ist eine der schwierigsten aber auch beneidenswerthesten Aufgaben, die sich der Geschichtschreiber stellen kann.

Eine Schriftstellerei, wie die Ihrige, mein Herr, vermag an dem Reiz dieses Vorwurfs nichts zu mindern. Es gilt von derselben das Urtheil, das einer unserer größten Künstler über ein Parteibuch gegen Luther und die Reformation in einer bekannten satirischen Zeichnung niedergelegt hat. Sie wird das Interesse an dem historischen Stoffe und an dem Manne nicht schwächen, vielleicht eher ein Sporn sein, dem Zerrbild ein geschichtliches Portrait gegenüberzustellen.

Und in diesem Sinne kann auch Ihrem Buche über Friedrich II. ein indirectes Verdienst vielleicht nicht bestritten werden.

Digitized by Google

Druck von **G. Mohr** in Heidelberg.

Digitized by Google